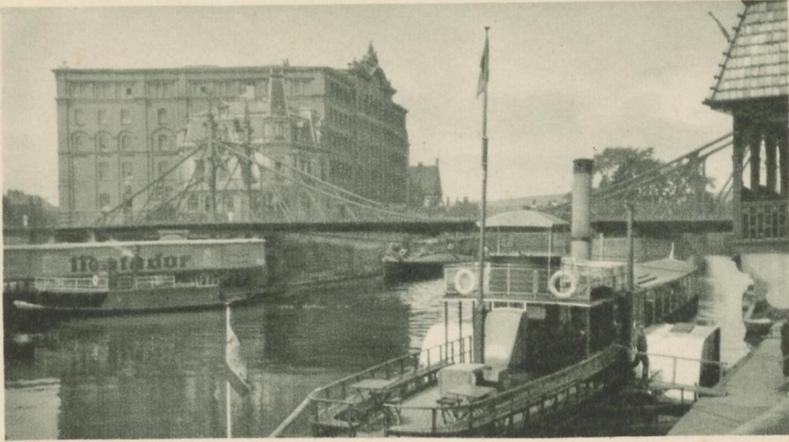
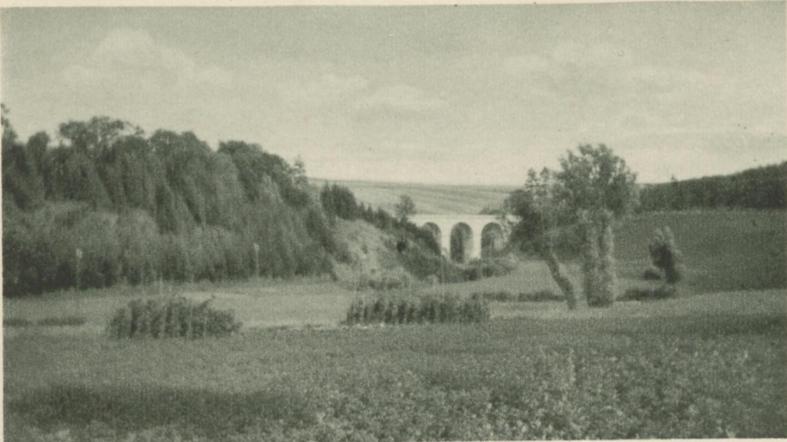


Peregrinus auf großer Fahrt

Mit dem Fahrrad
von Hameln bis
Konstantinopel



Weserbrücke bei Hameln



Durch das liebeliche Sachsen-Meiningen



Dorfstraße in Thüringen (Tabakernte)

Peregrinus auf großer Fahrt

*

Mit dem Fahrrad
von Hameln bis Konstantinopel

ENSV
Riiklik Avalik
Rasmastukogu

2-31701



Leipzig · Otto Janke · Verlag

91(4).04

Alle Rechte vom Verlage vorbehalten
Verlagsnummer 625

*

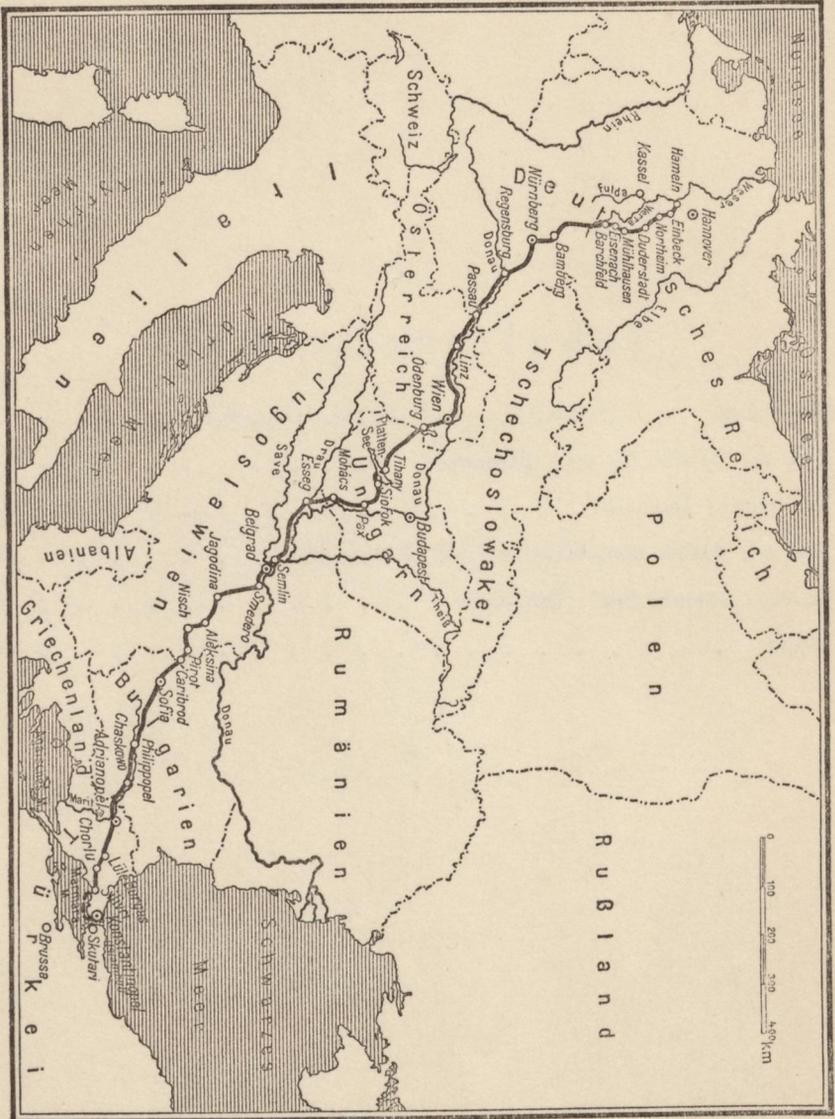
Printed in Germany

Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H., Leipzig

Inhaltsverzeichnis

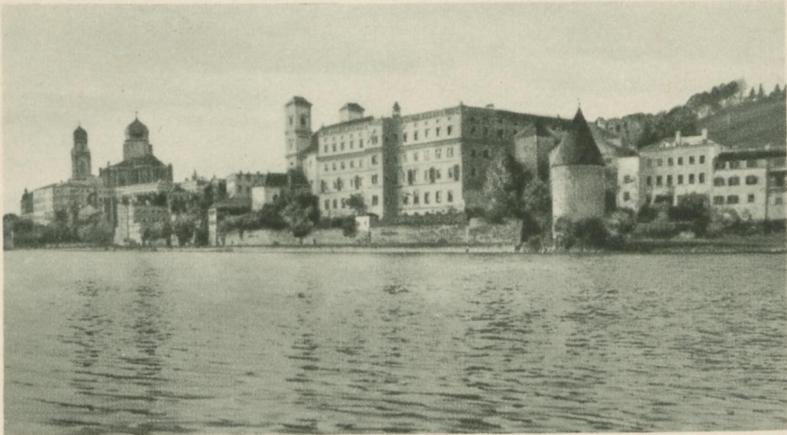
	Seite
Einleitung	1
Von der Weser bis zum Plattensee	2
Im Herzen Ungarns	11
Auf den Landstraßen Serbiens und Bulgariens	19
In der „europäischen“ Jungtürkei	29
Byzanz	39

*





Auf deutscher Landstraße



Die bischöfliche Residenz in Passau



In der Wachau : Freundliche Dörfer am Donauufer



Landschaft um Odenburg



Ungarische Bauernmädchen beim Kirchgang



Ungarischer Dorfplatz mit Ziehbrunnen (Bakonywald)

Einleitung

Orient! Das klingt wie ein Zauberwort!

Vor dem geistigen Auge tauchen schlanke Minaretts, Moscheenkuppeln, bunte Bazare, Wüsten und üppig fruchtbare Länder auf.

Dunkle Menschen, Männer im Tarbusch und Turban, Frauen, geheimnisvoll verschleiert, beleben diese Länder, über die eine glühende Sonne ihre heißen Strahlen und ihr blendendes Licht gießt.

So ist der Orient! Ist er so? Oder nur im — Märchen?!

Viele Reisende schildern ihn glutvoll, romantisch, abenteuerlich und farbenprächtig. Ist der Osten wirklich so, noch so, oder will man ihn nur so sehen?!

Was ich in meiner Jugend an Büchern über den Orient bekommen konnte, das las ich fiebernd durch, voller Sehnsucht, ihn selbst zu sehen, kennenzulernen und zu — erleben.

Die Jugendzeit ging dahin. Schon stand ich weit in den Mannesjahren. Fast hatte ich die Hoffnung zur Reise aufgegeben — da wurde sie doch Wirklichkeit.

Peregrinus! Das ist nicht nur ein Pseudonym, das ist vielmehr ein Symbol! Als Wanderer wollte ich den Orient erleben. Zu Fuß? Nein. Man kann auch im Auto ein Pilgersmann sein!

Zunächst begann ich die Reise mit dem — Fahrrad.

Ganz allmählich wollte ich aus den deutschen Gauen hinaus den alten Weg der Wanderer früherer Zeiten gen Osten einschlagen.

Zur Donau, donauabwärts, Wien, Ungarn, Serbien, Bulgarien — Türkei! Von den Lannen- und Buchenwaldufern der deutschen Weser bis zu den mit Zypressen und Drachenbäumen umsäumten Ufern des Bosphorus.

Byzanz! Das war das erste Fernziel!

Ein starkes Tourenrad war mein stählernes Kößlein.

Hochbepackt trug es eine bis aufs Kleinste durchdachte Ausrüstung. Zelt, Segeltuchhängematte, Wandervogelkochgeschirr usw. bis zur Kamera und Kartentafel.

2500-km-Fahrrad-Wanderfahrt bis Konstantinopel! All Heil!

*

Von der Weser bis zum Plattensee

An einem sonnigen Morgen des Spätsommers schwang ich mich zuversichtlich auf mein Stahlroß und fuhr los, der Ferne, dem Süden, dem Abenteuer entgegen. Kaum „in Fahrt“, begannen Reisehindernisse. Schwarze Wolken zogen sich zusammen, brauten und brodelten durcheinander und strebten als dunkle Wand talauf zur Oberweser. Eine Zeitlang konnte ich, noch tüchtig vor dem Wetter heradellend, mehreren Güssen entgehen. Doch bald hatten weitere Wolkenmassen die freundliche, waldige Weserberglandschaft verhüllt. Ein Dauerregen setzte ein und zwang mich, kurz hinter Einbeck in einem etwas abseits gelegenen Wäldchen, das ein freundlicher, klarer Bergbach durchströmte, mein Zelt eilends aufzuschlagen. Es galt, mich und mein Gepäck vor dem „Bindsadenregen“ in Sicherheit zu bringen. — So begann das Zigennerleben!

In unregelmäßigen, trommelnden Tönen tropfte es kräftig auf das straff gespannte Zeltbaldach. Der aufkommende Wind fuhr rasselnd in die regennassen Zweige und schlenberte kurze, heftige Schauer herab. Leise schwang meine Hängematte hin und her. Und ich dehnte und reckte mich behaglich und horchte auf die Stimme des Waldes. Zeltleben!

Erst am Mittag des nächsten Tages konnte ich die Fahrt nach Northeim, Duderstadt, Mühlhausen fortsetzen. Je weiter ich nach Thüringen kam, um so ausgeprägter und einheitlicher wurden die Dorfanlagen. Als eigenartige Girlanden schlangen sich um alle Häuser zum Trocknen aufgehängte Tabakblätter.

Jede Wegbiegung brachte neue, wirkungsvolle Landschaftsbilder, die ich mit offenem Herzen und mit wahrer Hochstimmung aufnahm. Märterl tauchten am Wege auf und trugen oft eine ernste, feierliche Stimmung in die heitere Landschaft.

Einen schweren Tag brachte mir die Überquerung der Hainich-Bergkette. Fast schnurgerade zog sich die Straße in stetiger, starker Steigung den Kamm hinauf. Schließlich kam ich auch mit der kleinen Überführung nicht mehr vorwärts und mußte mein Stahlrößlein schieben. Die Talfahrt auf der anderen Seite ging mir natürlich viel zu rasch. Ich hatte auch nicht einmal einen richtigen Genuß davon, denn die zahlreichen scharfen Biegungen und das allzu starke Gefäll zwangen mich zur äußersten Vorsicht und zum häufigen Bremsen. Es war mitunter nicht leicht, das Rad völlig in der Gewalt zu behalten, wog es doch mit Gepäck und meiner gewichtigen Persönlichkeit nicht weniger als 260 Pfund! Um das Maß vollzumachen, fand ich hier auch noch schlechten Weg mit zahlreichen ausgefahrenen Stellen und miserablen Pflaster. Reichlich

müde und trotzdem froh, ein gutes Stück vorangekommen zu sein, schlug ich schließlich an einem Waldhang im schönen Werratal mein Zelt auf.

Der nächste Tag! Es war Sonntag, und ich kam durch Eisenach. Trotz strahlend heiterem und reichlich warmem Wetter kann ich nicht gerade viel Erbauliches davon berichten. Der Weg über die „Hohe Sonne“ war an und für sich beschwerlich, aber was ich als besonders lästig empfand, war der unheimliche Staub, der noch dazu mit den Naphthadünsten der wild bergauf- und bergabjagenden Autos parfümiert war und mich bis zur Übelkeit erschöpfte. Wie erlöst atmete ich auf, als ich auf der Straße nach Barchfeld dem Autoverkehr entronnen war.

Über die leicht gewellten Hochflächen des ehemaligen Sachsen-Meinungen gelangte ich nach Bayern.

Des Nachts lag ich in der Hängematte oder auch bei einem Bauern im Scheunenstroh.

Milch, Quell- und Brunnenwasser, Früchte, Brot und Käse, hin und wieder eine kräftige Mahlzeit, selbst abgekocht oder in einem Dorfgasthaus, war der Triebstoff für meinen „Knochenmotor“. Ich überanstrengte mich keineswegs. Ein gleichmäßiges Tempo brachte mich überraschend schnell vorwärts. Schon nahm ich den Kartenteil Nürnberg aus der Tasche.

Im alten Noris bestaunte die Jugend mein schweres und hochbepacktes Rad. Ich hielt mich nicht auf, sondern zeltete im nächsten Waldstück. Wandervögel begegneten mir oder holte ich ein.

„Wohin des Wegs?“

„Nach Konstantinopel!“

„Heiho, Freund, warum nicht nach Peking?“

Wer glaubte mir?!

Kenne mein Stahlroß! —

All Heil! Schon grüßten die Höhen des fränkischen Jura. Herrlich waren die Zelt Nächte in Bayern! Lustig loderte das Lagerfeuer im Kochloch. Durch das Launengeäst sumimte der Wind sein Wanderlied. Sterne funkelten, Mondlicht geisterte zwischen den Stämmen, Märchen gingen durch den Wald. —

In der Hängematte ruhte mein Körper trefflich aus. Fernher grollte ein aufsteigendes Gewitter. Was tut's! Fest war das Zelt Dach.

Morgens erfrischte mich der kühle Waldbach. Eichhörnchen sahen meinem frugalen Frühstück zu und kragten flüchtend die Tannen hoch, wenn ich das Rad aus dem Wald auf den morgensonnigen Weg schob.

Aufgefessen! Zur Donau!

Der Aufstieg und besonders der Abstieg vom Jura erinnerten teilweise an den Harz. Die Bewaldung der breiten Höhenzüge war nicht sehr stark. Tiefe,

schluchtartige Täler mit malerischen Felsenrändern, die Fränkische Schweiz, durchschnitten die Massen des Gebirges.

In Regensburg gönnte ich mir einen Ruhetag. Trotzdem ich mit meinen über dreißig Lenzen keinen Anspruch mehr darauf erheben konnte, fand ich in einer Jugendherberge ein passendes Quartier.

Als ich am nächsten Morgen wieder zur Fahrt antrat, las ich zuvor das Ergebnis der bisherigen Reise am Kilometerzähler des Rades ab. 529 Kilometer hatte ich von der alten Rattenfängerstadt Hameln bis Regensburg zurückgelegt, eine Strecke, die gewiß ganz ansehnlich war und trotzdem noch gar nichts bedeutete gegen das Stück Welt, das noch vor mir lag.

Die Fahrt im Donautal von Regensburg bis Passau war die angenehmste seit Beginn der Reise. Rechterhand und linkerhand, oft hinter flachen Hügeln halb versteckt, sah ich die Zwiebelkirchtürme der Dörfer auftauchen und wieder hinter mir versinken. Das bergige Nordufer der Donau gab dazu der Landschaft ein bestimmtes Gepräge. Hin und wieder näherte sich der Weg dem Strome, der in der Sonne blühend seine Wellen vorwärtsrollte. Fruchtbare Felder, saftige Wiesen, Weiden und Waldinseln und stattliche, weit auseinanderliegende Dörfer und Güter zeugten für den Reichtum dieses Stückes des Bayernlandes. Zum erstenmal seit langer, langer Zeit sah ich auch wieder Maisfelder.

Wieder wie am Tage der Abfahrt kam starker Westwind auf, brachte Wolken und schweren Regen und zwang mich, schnelligst in einem Tannenwald mein Zelt aufzuschlagen. Hinter der starken Zeltplane saß ich wohlgeborgen und ließ mich vom Regen nicht in meiner Behaglichkeit stören. Am nächsten Morgen beim Aufbruch entdeckte ich zu meinem Erstaunen, daß ich in einem verbotenen Walde sehr gut und sorglos geschlafen hatte. Wozu doch Verbotstafeln zuweilen gut sind!

Der letzte Fahrttag nach Passau war hinsichtlich des Weges und meiner Leistung der beste. Der am vorherigen Tage erwünschte Rückenwind half mir tüchtig schieben, und so schaffte ich bis Passau an diesem letzten Tage in Deutschland 89 Kilometer.

Passau! Ein Stück Italien in Deutschland und auch ein Stück Orient! Bis hierher waren die letzten Einflüsse islamitischer Baukunst gedrungen und hatten sich mit italienischer Renaissance vereinigt. Wohin ich blickte, entdeckte ich neue, eigenartige Schönheiten des Stadtbildes, ganz gleich, ob ich von einer Straße oder von einem Uferwege aus Umschau hielt oder von den bewaldeten steil und felsig aufragenden Höhen.

Etwas überrascht war ich, als ich von dem österreichischen Zollbeamten freundlichst aufgefordert wurde, eine Garantiesumme für mein Rad zu hinter-

legen. Die Summe erhielt ich beim Verlassen der österreichischen Grenze wieder zurück. Gegen diese „Erleichterung“ meiner Börse half freilich kein Sträuben.

Die Fahrt durch die Wachau entzückte mich. Freundliche Dörfer, Schlösser und Burgruinen belebten die Donauufer, die, steil und bewaldet, an Schönheit vielfach den Rheinufern nichts nachgaben.

Nebel und Regendunst verhüllten bald wieder einmal die Landschaft, bis schließlich das Ziel der ersten Etappe, *W i e n*, erreicht war.

Im schönen Wien hoffte ich mich einige Tage erholen zu können. Es wurde nichts daraus. Für die Reisen durch die Balkanländer brauchte ich eine schwere Menge Visa und hatte insolgedessen viel Scherereien. Für jedes Land ging durch die Warteerei auf den Konsulaten je ein Tag verloren.

Natürlich sah ich mir den Prater an, fuhr kreuz und quer durch Wien, um wenigstens einen Eindruck von dem „einzigem Wean“ zu bekommen.

Die Donaumetropole ist schön, ohne Zweifel, doch so „einzig“ fand ich sie nicht, vielleicht weil ich kein — Baudeckerreisender war. Die gemüthlichen Wiener sind sicherlich das Sympathischste an der Stadt.

Als endlich die Paßangelegenheiten beendet waren, atmete ich froh auf, packte das Rad fix und fertig und schwang mich hinauf. Jetzt, Richtung Ungarn, begann für mich schon mehr die „Ostfahrt“.

Vergnügt pfeifend radelte ich davon, ließ die Häuser und Thürme Wiens hinter mir immer kleiner werden und schließlich verschwinden. Ich hatte nun die zweite Reifestrecke, die mich an die Ufer des Plattensees in Ungarn führen sollte, abzustrampeln. Anfangs war der Weg sehr gut, aber als ich mich dem Leithagebirge näherte, gaben mir die Steigungen bald tüchtige Tretarbeit. Die Landschaft, die ich durchquerte, war einfach herrlich. Weinberge und saftige Maisfelder herrschten vor, hell leuchteten hier und da die Dörfer mit ihren weißgetünchten Kirchen und Häusern aus dem Grün der Felder, Wiesen und Wälder hervor. Geradezu überrascht wurde ich durch die auffallende Sauberkeit, die ich in allen Orten und Einzelgehöften fand. Von einem Einfluß des nahen Ostens und Südens war hier noch nichts zu spüren.

Alkazien- und Lärchenwälder säumten den Weg und spendeten Schatten. Ich näherte mich bereits Ödenburg und war ganz überrascht, auf einmal von einem österreichischen Grenzbeamten aufgehalten zu werden. Ich hatte mit dem Orte Klingenbach die ungarische Grenze erreicht. Daß ich sobald wieder das liebe Österreich verlassen mußte, hatte ich allerdings nicht gedacht. Ich warf noch einen langen Blick auf das Land hinter mir, dann folgte ich dem Beamten in das Zollgebäude, und nach kurzem Aufenthalt ging's wieder voran nach Ungarn, dem Lande der Pusta und der Zigeuner. Wesentlich angenehmer

wurde mir der Grenzübertritt durch die Rückerlangung der Zollsumme, die ich für mein Rad in Passau hatte entrichten müssen. — Es ist doch ein eigen Ding um das Geld!

In Ungarn hatte ich mich auf neue Zollschwierigkeiten gefaßt gemacht, aber Glück muß der Mensch haben, und ein Mitglied der edlen Zunft der Weltwanderer gar zweimal! Die ungarischen Zollbeamten interessierten sich mehr für meine Reise, für mein Rad und meine Ausrüstung, als für möglicherweise verzollbare Wertgegenstände. Es genügte ihnen, daß ich den Inhalt meines Gepäcks nur angab, sie verzichteten auf eine zeitraubende Durchsuchung. Diese glatte Grenzüberschreitung stimmte mich froh, noch froher aber wurde ich, als ich mich in Ödenburg nach einem Mechaniker umsah, um den Gepäckshalter meines Rades ausbessern zu lassen, und dabei eine weitere angenehme Überraschung erlebte. Ich hatte kaum einen Vorübergehenden in der Hauptverkehrsstraße gefragt, als ich auch schon von zahlreichen Menschen umringt war. Ein sehr liebenswürdiger Herr, der sich als Vorstandsmitglied des Ödenburger Radfahrerklubs vorstellte, trat auf mich zu und erkundigte sich nach dem woher und wohin. Die sportliche Teilnahme dieses Herrn Schwarz war sofort geweckt und war so groß, daß er mich sogleich einlud, mit ihm das Klubgebäude aufzusuchen, wo ich Freiquartier finden könnte. Diese Gastfreundschaft kam mir schon ganz orientalisch vor und erfreute mich ehrlich. Bis jetzt hatte ich ein derartiges Verständnis und eine sportliche Teilnahme an meiner Reise noch nirgends gefunden.

Ich nahm die liebenswürdige Einladung selbstverständlich dankbar an und verlebte im Kreise der Ödenburger Sportsleute einen ebenso angenehmen wie interessanten Abend. Herr Schwarz ließ es sich nicht nehmen, mich zu einer Weinprobe in eine Winzerstube einzuladen. Im größten Zimmer eines Winzerhauses fand der Ausschank statt. Die Schankerlaubnis war nur beschränkt und wechselte zwischen den Winzern von Woche zu Woche. Unbeschränkt war dagegen die Güte des feurigen Ungarweines.

Am andern Morgen, einem Sonntage, setzte ich meine Reise fort. Ein Teil der Klubmitglieder begleitete mich bis an die Stadtgrenze. Vom Radfahrerklub war mir beim Start noch feierlichst das Klubabzeichen verliehen worden. Einige Kilometer weit begleitete mich noch ein Motorradfahrer, aber schließlich machte auch er kehrt, und ich fuhr allein auf weiter Flur, allein durch das sonnige und jetzt ebene Ungarland mit seinen Mais-, Alee- und Zuckerrübenfeldern und weiten, ausgedehnten Weideflächen, die mich hier und da an den argentinischen Camp erinnerten.

Als ich um Mittag in einem Landstädtchen mir etwas Obst kaufte, war ich im Augenblick wieder von Menschen umringt, und zwar derart, daß eine

Verkehrsstörung entstand. Ich wollte einige junge Burschen in ihrer schönen Nationaltracht aufnehmen, aber ich hätte dazu zehn Hände und wenigstens fünf Köpfe haben müssen, um auch gleichzeitig mir die andrängenden Neugierigen etwas vom Halse zu halten und ihre Fragen beantworten zu können. — Waren die Männer beinahe etwas zudringlich, so zeigten sich im Gegentheil die Mädchen ungewöhnlich scheu, und ich mußte mich beinahe auf den Zufall verlassen, um einige von ihnen auf die Platte zu bringen. In der Abenddämmerung erreichte ich Szany, und ehe ich mich noch in dem Orte richtig umgesehen hatte, war es Nacht. Die Finsternis hinderte mich daran, einen Lagerplatz für mein Zelt zu finden. Ich war schon halb und halb entschlossen, mich mitten auf dem Marktplatz häuslich niederzulassen, fragte aber doch vorher noch einmal nach dem Bürgermeister. Zum Glück erwischte ich bei meiner Frage den Herrn Stadtlehrer, der etwas Deutsch sprach. Dieser löbliche Magister der Gelehrsamkeit zeigte sich von seiner freundlichsten Seite und diente mir als Dolmetscher und Führer zugleich. Durch seine Vermittlung fand ich im bedeutendsten Gasthause des Ortes, das sogar einen Deutsch Sprechenden Kellner hatte, ein Nachtquartier. Aber bitt' schön, ich wohnte nicht etwa im Galazimmer, sondern mehr nach der Art, wie ich's in Argentinien oft gehabt hatte, nämlich in einem fast gänzlich leeren Kuhstall.

Auf einem raschelnden Strohlager schlief ich ganz prächtig, die Leistung des Tages machte sich geltend, ich hatte trotz schlechtesten Weges 72 Kilometer zurückgelegt. Und dazu kam noch, daß ich ein vorzügliches und reichliches Abendbrot verzehrt hatte. — Durch ein Mißverständnis bekam ich ein halbes Liter Wein zu viel, er wurde aber getrunken, versteht sich.

Ein gleichmäßiges zischelndes Geräusch weckte mich am nächsten Morgen. Ich blinzelte, hob den Kopf von meiner molligen Unterlage und sah mich erstaunt um. Ja so, richtig, ich war ja in Ungarn und nicht im argentinischen Urwald, wie ich eben geträumt hatte, und das zischelnde Geräusch rührte auch nicht von einer Schlange her, sondern hatte eine ganz andere Ursache. Wenige Schritte abseits von meinem Lager saß nämlich auf einem dreibeinigen Schemel eine Ungarin und war mit Eifer und Hingebung beim Melken. Sie nickte mir zu, als ich mich aufrichtete. Vor einem halb blinden Spiegelscherben an der Stalltür versuchte ich, Toilette zu machen. Nach dem ersten Blick auf das Glas fuhr ich aber entsetzt zurück. Mein Gesicht war über und über mit großen, schwarzen Flecken bedeckt. Allmächtiger Himmel! Waren das Pocken? Ich berührte die Pocken — und siehe da, sie ließen sich abwischen. Es waren sogenannte „Fliegenpocken“. Die wohlgenährten Stallfliegen hatten vorzugsweise meine Stirn als Flugplatz benutzt und verschiedentlich ganz erhebliche Visitenkarten darauf zurückgelassen. Mein gesamtes Gepäck hatte ebenfalls

die Pocken bekommen. Ich nahm mir vor, nie wieder in einem Viehstall zu übernachten.

Die Strecke durch Ungarn: Richtung Bakonywald—Plattensee—Mohács hatte ich in der Absicht gewählt, möglichst das „Innere“ Ungarns, die „Pusta“, kennenzulernen, oder wenigstens das, was von der Pusta übriggeblieben ist. Zu Ungarn gehört die Pusta wie die Pampas zu Argentinien oder die 1000 Seen zu Finnland. Ich hatte mich bereits in Ödenburg erkundigt und hoffte bestimmt, ein Stück wirklicher Pusta zwischen Drau, Theiß und Donau zu finden.

„Oh, schon morgen sind Sie mitten drin!“ wurde mir von den Ödenburger Sportsleuten versichert. Was ich aber nun zu sehen bekam, hatte eine verzweifelte Ähnlichkeit mit der märkischen „Fesend“, wie der Berliner zu sagen pflegt. Der wesentliche Unterschied bestand nur darin, daß die weiten, baumlosen Flächen mit Mais anstatt mit Roggen oder Hafer, wie es in Norddeutschland der Fall ist, bebaut waren. Riesige Rübenfelder durchquerte der Weg, hin und wieder kamen Weideflächen von sehr großer Ausdehnung, aber die „Pusta“ meiner Phantasie und die, die ich aus Erzählungen und von gewissen „Reisebeschreibungen“ her kannte, fand ich nicht. Dennoch befand ich mich auf altem Steppenboden, und noch vor Jahrzehnten hatten hier wilde Steppenvögel ihre ungestörten Nistplätze, und mächtige Herden beherrschten die Fläche. Die Notwendigkeit des Lebens hatte inzwischen die Pusta mittels Dampfflug und Motorflug in reiches Kulturland verwandelt.

Zu meinem Trost fand ich wenigstens noch Dörfer mit riesigen, freien Plätzen im Mittelpunkt und mächtigen Schwebelacken-Ziehbrunnen.

Die Landschaft blieb sich gleich, bis in der Ferne die Höhenzüge des Bakonywaldes als dunkle Silhouetten in den hellen Himmel hineinwuchsen. Ich rückte ihnen herzlich näher, und bald öffneten sich die geschlossenen Linien zu einzelnen Bergen und Tälern.

Ich war recht gespannt auf das Gebirge, denn durch die interessanten Schilderungen des Herrn Schwarz in Ödenburg war der Abenteuerer in mir geweckt. Dieses mäßig hohe Waldgebirge — dessen Kämme drei- bis vierhundert Meter Höhe erreichen — war seit alters her ein Schlupfwinkel von Räuberbanden und räuberischen Zigeunern gewesen. Leider ist mir der Name eines um 1890 sehr berühmt gewesenen Räuberhauptmannes entfallen, der einem Rinaldo Rinaldini oder auch dem „Karl Moor“ in gewissen Charakterzügen ähnelte. Als stolzer Kavaliere erleichterte er nur die Reichen, die als besonders geizig oder brutal gegen ihre Untergebenen bekannt waren, um einen Teil ihres Überflusses. Die Beute verteilte er dann, soweit es ihm gefiel, unter die Armen. Versuchte man, mit Polizeistreitkräften gegen ihn einzuschreiten, so führte er die braven Hüter der Ordnung kreuz und quer in und um den

Bakonywald herum und ermüdete sie durch nächtliche Scheinüberfälle. Er ließ sie auch durch ihm treu ergebene Zigeunerbanden beobachten und nahm inzwischen furchtbare, oft blutige Rache an demjenigen, der die Veranlassung zu der Polizei- oder Militärstreife gegeben hatte. Dieser ungarische Rinaldo soll seine Mitglieder sogar in Budapest gehabt haben, und die Zuneigung für ihn war so groß, daß er oft ungestört — obwohl er von der Polizei erkannt wurde — in Pest seinen noblen Passionen nachgehen konnte. — Aber sein schließliches Ende widersprechen sich die Nachrichten. Einer Mitteilung nach soll er kämpfend im Gebirge gefallen sein, nach einer anderen Auslegung dagegen von einer Frau verraten und ausgeliefert worden sein. Eine dritte Erzählung weiß sogar, daß er vergiftet worden ist. Heute noch ist er eine vielbesprochene Gestalt, und die Zigeunerkapellen verherrlichen ihn in ihren Weisen.

Auf jeden Fall bot der Bakonywald viel anregenden Stoff, so daß jedes romantische Gemüt auf seine Kosten gekommen wäre. Außerdem ist er bis auf die jüngste Zeit ein Zufluchtsort für politische Verbrecher und ein noch immer gutes Versteck für plündernde Zigeuner geblieben.

Das alles hatte ich bereits in Sdenburg erfahren, und meine Erwartungen waren deshalb auf allerlei gespannt. Gewohnt, die hohen Tannen und Fichten oder die prächtigen Buchen der deutschen Waldgebirge zu sehen, enttäuschte mich denn doch anfangs dieser aus Akazien und niederen, buschartigen Laubbäumen bestehende Wald. Der Aufstieg vollzog sich dazu ganz allmählich, und wildromantische Schluchten fehlten zuerst völlig. Als ich aber die höchste Höhe erreicht hatte, veränderte sich die Szenerie ganz gewaltig. Dichte Lärchen- und Eichenbestände mit verschlungenem Unterholz, Brombeergestrüpp und Dornenbüschen zeigten deutlich die Unwegsamkeit dieses Gebirges. Von den steinigten Wegen, alle tief zersurcht von Regenrinnen, durch die ich mit dem Rade hindurchtanzen mußte, will ich schweigen. Genug, es war eine Plackerei. Ich erwartete jeden Augenblick eine Panne und bewunderte im stillen die Dauerhaftigkeit meiner Phönixbereifung. — Unterwegs rechnete ich bestimmt damit, wenigstens einmal ein malerisches Zigeunerlager anzutreffen. Aber diese Herrschaften waren nicht so töricht, mir oder meiner Kamera zuliebe sich am Verkehrswege breitzumachen. — Verkehrsweg ist übrigens gut gesagt, ich war und blieb alleiniger Beherrscher der Strecke, bis ich unweit des Dorfes Joko drei fiedelnde Zigeuner antraf. Also endlich einmal! Der Bakonywald hatte doch seinen Ruf gerettet, wenn ich auch die blaue Blume der Romantik nirgends fand. Ich begrüßte das musikalische Trio auf ungarisch, allein entweder waren meine Sprachkenntnisse zu gering oder die Herren mit dem ruhelosen Wanderblut zu stolz. Jedenfalls übersahen sie mich und versuchten unentwegt, schmelzende Töne aus den widerstrebenden Wimmerkästen herauszuholen. — Ja, jeder Zigeuner

ist nun mal kein Geigenkünstler, so wenig wie jeder singende italienische Maurer ein Caruso ist; das muß ich hier doch betonen. Trotzdem aber besitzt in Ungarn jedes kleinste Nest wenigstens eine vorzügliche Zigeunerkapelle im besten Gasthof, und deren Spiel hat mich auch jedesmal begeistert.

In Joko traf ich zu meiner Überraschung auf Deutsche. Ich rastete in diesem Walddorfe und füllte meine Wasserflasche, da hörte ich auf einmal deutsche Worte. Überall sprach man deutsch! Es stellte sich heraus, daß an dem Wege von Joko bis Vésprém alle Dörfer von württembergischen Bauern vor etwa dreihundert Jahren gegründet worden waren. Die Leute hatten sich trotz aller Nöte und Bedrängnis ihr Deutschtum dreihundert Jahre lang trenn bewahrt.

Ich hatte in Joko schöne, reife Pflaumen zu essen bekommen, und als ich weiterfuhr und auf dem spottschlechten Wege dauernd mit dem Rade hüpfte und tanzte und entsprechend durchgeschüttelt wurde, da fürchtete ich allerhand. Doch ich muß wohl eine gesunde Natur haben, denn die erwartete Störung trat nicht ein. — Ich erreichte den Plattensee an diesem Abend nicht mehr, sondern mußte notgedrungen in Vésprém noch einmal lagern. Erst am nächsten Morgen trug mich mein treues Stahlfloß dann hinunter nach den Ufern des Sees. Dort hoffte ich eine günstige Lagerstelle zu finden, um mich einmal gründlich von den Strapazen des letzten Reiseabschnittes erholen zu können. Meine Enttäuschung war deshalb recht groß, als ich das nahe Gestade mit dichtem Schilf bestanden, ohne Buschwerk und weiterhin in Baupläze mit kleinen Villen und Badeanlagen aufgeteilt fand. Wieder mußte ich aufs Rad! Eine Strecke ging's zurück, und dann nahm ich Kurs nach der bergigen, bewaldeten Halbinsel Sihany mit dem gleichnamigen Klosterdorfe. Endlich am Spätnachmittag erreichte ich die Halbinsel. Den Ort selbst aufzusuchen wurde es zu spät, aber das störte mich jetzt nicht. In einem Wäldchen schlug ich mein Zelt auf, richtete mein Lager her und schlief bald wie ein Prinz. Tags darauf durchstreifte ich die schmale, felsige Landzunge. In südlicher Richtung folgte ich den schmalen Wegen, die sich zwischen Weinbergen und Maispflanzungen hinschlängelten. Schließlich bog ich vom Wege ab und lenkte in eine nach dem See zu abfallende Schlucht ein, und diesmal hatte es der Zufall wieder gut gemeint mit mir. Ich fand einen prächtigen Lagerplatz zum Zelten, einen guten Badestrand und — das war mir jetzt die Hauptsache — einen geeigneten Platz zum Wäschewaschen. Von meinem Lager aus sah ich in der Längsrichtung des Sees nach Süden nur Himmel und Wasser. Der See erstreckt sich der Länge nach über ein Gebiet von fast 80 Kilometern bei einer Breite von rund 8 Kilometern. Er sah aus wie ein riesengroßer Strom, der in Meilenbreite ins Meer mündet.

Nach dem Aufbau des Zeltcs gönnte ich mir ein langentbehrtes Bad. In dem klaren, von der Sonne durchwärmten Wasser war das Schwimmen ein wirklicher Genuß. Ich plätscherte vergnügt in den erfrischenden Fluten, schwamm auch mal ein größeres Stück in den See hinaus und ließ mich dann, auf dem Rücken liegend, langsam wieder von den Wellen ans Ufer treiben. Dabei schaute ich natürlich um mich und nahm gern das entzückende Landschaftsbild auf, das sich mir hier bot. Auf zwei Seiten säumten grünbewachsene Höhenzüge die Seenser, vor mir hob sich steil die helle Felsenküste der Halbinsel aus dem Wasser. Weinberge und schimmernde Häusergruppen belebten ihre langgestreckten Flächen malerisch. Blau leuchtete über mir der Himmel, blau glänzte das Wasser des Sees, und am Ufer, wo sich die Wellen brachen, rollten weiße Schaumköpfe spritzend auf den gelben Sand. Die Farbwirkung war wunderbar und erfreute mich mindestens ebenso wie das Bad selbst. Nach dem Schwimmen ließ ich mich am Ufer von der Sonne trocknen. — Später versuchte ich, mir zum Abendbrot einige Fische zu angeln, hatte aber kein Glück. Vermutlich ließen sie sich nur von Ungarn fangen — schon aus Patriotismus — aber meine Köder, kleine Brotsstückchen, hatten sie verzehrt. — Ich mußte also auf ein Fischgericht verzichten, aber meine Tafel war trotzdem gut besetzt, gab es doch köstliche Früchte in Hülle und Fülle. Jeder Vegetarier wäre davon entzückt gewesen. An diesem Abend fiel zum erstenmal seit meiner Abfahrt in Regensburg wieder Regen. Er störte mich aber nicht, ich suchte hochbefriedigt mein Lager auf und dachte an die 1034 Kilometer, die ich bis hierher zurückgelegt hatte. Beim Scheine eines Stearinlichtes schrieb ich behaglich an meine Lieben und kramte in meinen Postfächer. Dann überlegte ich mir, wie wohl der nächste Teil der Reise verlaufen würde, und schließlich blies ich die Kerze aus und wanderte geradewegs ins Land der Träume hinüber.

Im Herzen Ungarns

Der Abschied vom Plattensee wurde mir recht schwer. Das schöngelegene Klosterdorf Tihany verlockte mich immer wieder zu stiller, andächtiger Betrachtung. Rauh hügelig war das Innere der Halbinsel, aber überall da, wo der Fels eine brauchbare, fruchtbare Erdschicht trug, zogen sich Weinberge und Maisfelder zur Höhe hinauf und täuschten bei dem strahlenden Sonnenschein eine gewisse Uppigkeit der Vegetation vor.

Um meine Briefe loszuwerden, mußte ich ziemlich lange auf der Poststation des Dörfchens warten, und ich verpaßte dann auch richtig die Mittagsfähre nach dem östlichen Ufer des Plattensees. Das war ärgerlich, doch ich

mußte nun wohl oder übel warten, bis die Fähre zurückkam, denn am Ufer des Sees entlangzufahren, wäre doch ein zu großer Umweg gewesen. Drei Stunden lag ich in der prallen Sonnenglut am Strande, bis endlich die Fähre vom andern Ufer abstieß.

Es wurde spät, ehe ich endlich am jenseitigen Ufer des Sees mein getreues Rad bestieg. Ich eilte, um den Badeort Gio Joß zu erreichen. Im Dämmern geriet ich kurz vor dem ziemlich bedeutenden Orte auf eine frische Straßenschotterung. Ich war stark im Schuß und bremste zu spät. Ein scharfer Knall, Panne! Nun hatte mir mein Hasten nichts genützt!

Zur Quartiersuche war's nun doch zu spät geworden. Da der Abend aber schön warm und klar war, überlegte ich es mir nicht lange und schlug mein Nachtlager unter freiem Himmel auf.

Der nächste Morgen! Frisch ausgeruht ging's vorwärts.

Die Gegend blieb sich völlig gleich, nur die Wege wurden schlechter und immer schlechter. Tief zerfahren, sandig und staubig — machten sie mir schwere Arbeit. Einzig wohltuend wirkten auf mich die sauberen Dörfer. Die weißgetünchten Häuser, die schlanken Kirchtürme zeigten durchaus noch mitteleuropäisches Gepräge. Von einem Einfluß des Orients war hier noch wenig zu spüren. — Kurz vor dem Abend machte ich an einem einsamen, abgelegenen, großen Herrschaftsgute halt. Eine kurze Anfrage verschaffte mir sofort eine gastliche Aufnahme, diesmal beim Oberschweizer — nicht etwa beim Besitzer. Der Mann war ein echter, alemannisch sprechender Schweizer. Nach einer kurzen Ruhepause führte er mich im Gut herum und war so stolz, als wäre er der Besitzer selbst, als ich mich über alle technischen Neuerungen, die hier in den Dienst des Betriebes gestellt waren, lobend und bewundernd aussprach. Er zeigte mir natürlich auch die große, unterirdisch angelegte Kelterei, in der die eigenen Weinbergerzeugnisse verarbeitet wurden. Das Studium der Ungarweine war mir sehr angenehm! Die einzelnen Sorten schwankten im Geschmack vom säuerlichen Mosel über herben Bordeaux bis zum süßen, schweren Madeira. Als wir beide den Keller verließen, schwankten wir — durchaus nicht mit unserm Urtheil, das stand fest: Eijen Ungarwein!

Der nächste Tag sah mich wieder im Kampf gegen den Staub der Straße. Bessere Wegstrecken, an denen Maulbeerbäume die Straße säumten und Weideland und Rüben, Mais- und Kleefelder sie begleiteten, gab es nur ganz selten einmal. Die Weinberge verschwanden wieder, dafür breiteten sich hier und da kleine Sonnenblumenfelder aus. Ob die Sonnenblumen hier zur Gewinnung oder nur zu Futterzwecken angebaut wurden, konnte ich allerdings nicht feststellen.

Auf einmal wurde die Gegend ganz eben und sah merkwürdig faßl aus. Sollte am Ende jetzt wirklich noch ein Stück alter Pusta kommen?

Ganz allmählich wichen die Maisfelder zurück, die den mit Akazien bepflanzen Weg begleiteten, die Dörfer verschwanden, kein Gehöft war mehr sichtbar, in der Ferne winkten einzelne Baumgruppen und zeichneten sich die Umrisse mäßiger Hügel gegen den helleren Himmel ab. Noch erwies sich die Flur als gutgepflegte Weide, aber dann — die Straßenbäume hörten ganz auf, keine Ackerfläche störte mehr die Einöde. Ich war allein zwischen Himmel und Erde, völlig allein, wie hinausgeschleudert aus dem Lärm des Lebens, der Zivilisation. Im Sonnenbrand radelte ich durch die endlich gesundene Pusta und hielt scharfe Anschau. — Wo waren denn nun die berühmten Pferdeherden, wo die Pustahirten? Nichts ließ sich sehen — weit und breit kein lebendes Wesen! Halb verdorrtes, büscheliges Gras — dazwischen hie und da schwarze Brandstellen — ab und zu kleine, ausgetrocknete oder versumpfte Teiche. Schnell flatternd durchkreuzte ein einsamer Vogel die flimmernde Luft. Er flog so hastig, als könne er gar nicht rasch genug die unwirkliche Gegend hinter sich lassen, und unwillkürlich folgte ich seinem Beispiel. Trotz der Gluthize trat ich auf die Pedale, daß die Luft durch die Speichen strich. — Da wirbelten in der Ferne Staubwolken auf. Pferdeherden? — Es war nichts zu erkennen. Nach einer Weile erreichte ich einen alten, verfallenen Ziehbrunnen. Der Querbalken fehlte am Schöpfgestell, die Grube war schon in zwei Meter Tiefe verschüttet. Ich hatte in der letzten Stunde redliche Tretarbeit geleistet und erlaubte mir deshalb einen kurzen Halt. Der „eiserne Proviant“ wurde angebrochen. Ein kleines Stück Käse, etwas Brot und der letzte Schluck Wasser gaben zusammen ein prächtiges Mahl! Dann kommandierte ich mir selbst wieder: „Aufgefessen! Vorwärts!“ Den Staubwolken war ich allmählich nähergekommen. Sie blieben fast genau voraus am Wege. Ab und zu wirbelte der Staub lebhafter und wolkiger, und dann legte er sich wieder, zog aufs neue wie eine Rauchfahne langsam in die Höhe und zerteilte sich zu trübem grauen Dunst. — Endlich erkannte ich, als ich herankam, die Ursache dieser Erscheinung. Schafferden wirbelten die Staubwolken auf. Eine Gruppe weidete hier, eine andere weiter entfernt, und eine dritte soff gerade durstig aus den Baumstammtrögen eines Ziehbrunnens. Der Schwebebalken des Brunnens ragte wie ein spinnendünner Zeigefinger gen Himmel und wippte ab und zu auf und nieder, als wollte er den Herden und Hirten und auch dem Wanderer zuwinken: „Hierher! Hierher kommt, ihr Durstigen, und erquickt euch am köstlichen Naß!“

Mit fürchterlichem Gekläff sausten die Herdenhunde auf mich zu und gaben sich alle Mühe, in die Pedale, in die Speichen oder doch wenigstens in meine Beine zu beißen. Mit Mühe wehrte ich diesen liebevollen Empfang ab, sprang

am Brunnen vom Rade und ging nun meinerseits angriffsweise gegen die Räter vor. Ich erlebte die Genugthuung, daß sie schleunigst zurückwichen und nun auch den Ruf der am Ziehbrunnen beschäftigten Hirten Folge leisteten. Mit triefenden Schnauzen und hängenden Zungen jagten sie zu den Schafherden zurück. —

In der Folgezeit war es mir oft nicht möglich, geeignete Stellen für mein Zeltnachtlager zu finden. Ich kehrte dann in den einfachen Landgasthöfen ein. Nun konnte ich in Ruhe das ungarische Kneipenleben studieren. Das auffallend anständige Benehmen der Bauern und Landarbeiter, die ziemlich reichlich den guten, unvermischten Wein tranken, kann ich nur rühmen. Oft blieb ich absichtlich abends lange auf, um zu sehen, ob die Weingeister die Köpfe heiß und die Sinne wild machen würden, aber beides geschah nicht. Die erwartete Hitze blieb aus. Dafür stieg mancher melodische, schwermütige Gesang aus weinschweren Kehlen. Auf meiner Fahrt hatte ich in dieser Beziehung in anderen Gebieten ganz andere Erfahrungen sammeln können, während die allgemein als heißblütig geltenden Ungarn sich tatsächlich so betrugten, daß Goethes Worte aus dem Faust: „Sie toben, wie vom bösen Geist getrieben, und nennen's Freude, nennen's Gesang,“ auf sie hätten keine Anwendung finden können.

Einmal fand ich Gelegenheit, an einem Sonntag stiller Beobachter eines dörflichen Festes zu sein. Dabei überraschte es mich nicht wenig, daß die Burschen und Mädchen, Männer und Frauen anfangs in getrennten Gruppen zusammenstanden. Trotzdem war es ein prächtiges, farbenfrohes Bild; die gesunden, sonnenverbrannten Gestalten in ihrer reichen, malerischen Nationaltracht, die nur noch Sonntags und festtags erscheint, während werktags mitteleuropäische Kleidung an ihre Stelle getreten ist! Die beiden Geschlechter bewunderten sich gegenseitig, ehe man nach allerlei vorausgehenden, von älteren Leuten angeleiteten Ceremonien zum Paartanz überging. Aber noch beim Tanz blieb man merkwürdig gemessen und zurückhaltend. Weit mehr als für die Dorfschönen schienen sich jedenfalls die Burschen für Pferderennen zu erwärmen. In ihren geschmackvoll bestickten, bunten Westenjacken nahmen sie sich prächtig auf den schön gewachsenen Pferden aus. Mit einer gewissen Koketterie, die mich an manche südamerikanische Gauchos, vor allem aber Plantagenbesitzer spanischer Abstammung erinnerte, flanierten sie hoch zu Ross auf dem Dorfplatz umher und ritten natürlich auch besonders gern in stolzester Haltung vor der weiblichen Zuschauerfront vorbei. Im ganzen Gebaren der jungen Burschen und Mädchen war auf alle Fälle eine starke Selbstzucht zu erkennen.

In Budapest und in andern großen Städten mag es in dieser Beziehung anders sein, aber all die Städte, die ich berührt habe — zwar meist nur mittelgroße — zeigten stets das Bild eines wohlherzogenen und kraftvollen Volkes.

Auch bei den einfachsten Leuten schien mir ein ausgeprägter Bildungswille vorhanden zu sein. Ganz besonders angenehm überraschte es mich, wenn schlichte Landleute, soweit sie sich im Deutschen verständlich machen konnten, tiefe religiöse und ideale Ideen entwickelten. — Fruchtbare wie die schwarze, unberührte Erde der alten Pusta, scheint mir die Seele des ungarischen Volkes zu sein. Schon in der tief empfundenen, schwermütigen Musik kommt dies zum Ausdruck. Nirgends habe ich jemals eine solche Andacht in einem einfachen Gasthaus gefunden wie in Ungarns Kleinstädten, wenn die Zigeuner aufspielten, wenn einzelne Geiger spielend hin und her schritten, verückte Haltungen annahmen und der Dirigent — scheinbar traumverloren — Himmel und Hölle beschwor, Sturm und Stille aus den Tönen schuf, um dann mit hallenden Akkorden oder einem unglaublich kühnen Staccato die gebannten Zuhörer in die Gegenwart zurückzureißen. — —

Ein paar Worte noch über die Ungarin! Was sie mir sehr sympathisch machte, war der Umstand, daß sie keine blinde Verehrerin westeuropäischer Moden geworden ist. Ausgesprochene Modedamen oder gar Modenarrinnen sah ich nicht eine einzige. In Budapest wird das gewiß anders sein, aber Budapest ist ja schließlich ebensowenig Ungarn, wie Berlin Deutschland ist.

Die Kleidung der Ungarin hatte stets — auch wo sie der herrschenden Weltmode folgte — eine unverkennbare eigene Note. Dem widerlichen Einerlei der heutigen Damenmoden schien sie mit Erfolg eigene Auffassungen entgegenzusetzen. Zwar hat sich die ausgesprochene Nationaltracht — wie ich schon oben sagte — nur auf dem Lande erhalten. In den Klein- und Mittelstädten fand ich aber häufig in der Kleidung der Frauen geschickte und geschmackvolle Anlehnungen an die alte Tracht. — Auch die Männer haben sich in den Landstädten noch einzelne Teile ihrer früheren bunten Kleidung bewahrt. — Der ganz in gebleichtes Hausleinen gekleidete Pustahirte mit bunter, schnürenverzierter Weste und Felljacke war in den von mir durchreisten Gegenden durchaus keine seltene Erscheinung. — Der Eisenbahnreisende wird natürlich vergeblich aus dem Fenster des D-Zuges nach ihm suchen und vielleicht meine Worte bezweifeln.

Hatte mir das Land Ungarn gefallen und waren mir seine Bewohner freundlich entgegengekommen, so wollte mir das ungarische Essen ganz und gar nicht gefallen. Vor lauter Paprika konnte ich den eigentlichen Geschmack der Speisen gar nicht herauskennen, und nach den ersten Mahlzeiten brannten mir Mund und Rachenhöhle wie Feuer. Diese Paprikawürze war für den Koch allerdings recht praktisch. Es blieb sich da vollständig gleich, ob er dem Gaste fleingehackte Fülzstücke, alte, aufgeweichte Ledersohlen, Reste von Autobereisungen

oder zähe Ochsen- oder Hammelfleischstücke vorsetzte. Paprika war Trumpf, und der sich einstellende Durst sorgte dafür, daß auch die zähesten Bissen hinuntergespült wurden!

In Ungarn mußte ich wohl oder übel von den Grundsätzen des Sportmannes, nämlich Abstinenz zu halten, abweichen. Ich bekam auf dem Lande nur ungeru Milch, da man hier kein Milchvieh, sondern Fleischvieh züchtete, außerdem befanden sich auch die Tiere Tag und Nacht auf der Weide. Auf diese Weise lernte ich „zwangsläufig“ allabendlich einen guten Tropfen kennen, probierte ihn stets untermischt und trank dann noch ein oder zwei Flaschen Sodawasser hinterher. Da ich infolge meiner gesunden Nerven auf jedes Quentchen Gift, sei es Alkohol, Nikotin oder was sonst, sehr schnell reagiere, so muß ich der Wahrheit gemäß gestehen, daß ich während der ganzen Ungarreise fast allabendlich leicht angekrast auf mein Lager sank, ausgenommen nur die Abende, die ich in meiner Hängematte im Zelt unter dem Sternenhimmel verbrachte. Ich fürchtete schädigende Rückwirkungen, jedoch erwachte ich regelmäßig am anderen Morgen so frisch und munter, wie wenn ich nur Milchkaffee getrunken hätte. Dieser Umstand zeugte sicherlich für die Güte des unverfälschten ungarischen Landweins.

Noch eine ganz erhebliche Strecke mußte ich mich durch die gleichbleibende, fast unbefahrene Landschaft durchquälen, ehe ich endlich die Stadt Paks an der Donau erreichte. Den letzten Teil des Weges fuhr ich im Straßengraben. Tatsache! Der Graben war hier frisch ausgestochen und wies nur wenig Sand auf. Dagegen zeigte sich die neu aufgeschüttete Straße für Radfahrer vollständig unbefahrbar. — Hinter Paks hielt ich mich südwärts. Bis zur ungarisch-großserbischen (jugoslawischen) Grenze benutzte ich die uralte Heerstraße. Obwohl sie nicht mit einer deutschen Chaussee zu vergleichen war, kam ich hier doch endlich wieder einmal rasch vorwärts. Dazu verlieh mir der Gedanke, daß ich hier auf der gleichen Straße, auf der vor Jahrhunderten die wilden Türkenvölker nordwärts bis vor die Tore Wiens gezogen waren, auf der Prinz Eugen seine Scharen nach Belgrad führte — und noch im Weltkriege zahlreiche Regimenter marschierten, daß ich auf dieser Straße ins Blaue hineinradelte, neue Kraft und frischen Mut!

Fast jedes zweite Dorf an dieser Heerstraße wies deutsche Bewohner auf. Diesmal fand ich nicht Württemberger allein, sondern auch Hessen und andere deutsche Stämme. Wein und Obst schienen die Haupterzeugnisse dieser Gegend zu sein, und daß sie reichlich gediehen, das merkte ich hier zum erstenmal beim Einkauf von Pflaumen, Äpfeln, Birnen, Pfirsichen und Weintrauben am niedrigen Preis. — In der Gegend schien ein ziemlicher Wohlstand zu Haus zu sein. Es fehlte nicht an gastfreundlichen Winzern, die mich durch die Welt



Straße in Nisch



Serbische Berglandschaft zwischen Nisch und Pirot



Serbische Bäuerinnen bei der Hanfernte



Bulgarische Winzerfamilie



Bulgarische ummauerte Einzelgehöfte – Dorf in der Trojanspforte



Hotelgäste und Händler im Khan- (Hotel-) Hof in Plovdiv

bummelnden „Deutschländer“ als Landsmann aufnahmen und freigebig mit Obst bewirteten. —

Gastfreundschaft ist doch ein schönes Ding! Sehr angenehm war mir die Bestätigung dieser Behauptung, die ich durch einen jungen ungarischen Studenten und Sportsmann erfuhr, der seine Ferien auf dem idyllisch gelegenen Weingute seines „alten Herrn“ verbrachte. Ich mußte unbedingt einen Tag bei ihm bleiben. Er betrachtete es als Ehrensache, daß ich die eigenen Gewächse seines Hauses probierte, und da ich nicht unhöflich erscheinen wollte, ließ ich mir nicht lange zureden. Ich labte mich an feurigem Wein, schmauste nach Herzenslust reife Pfirsiche und genoß von der Terrasse des Herrenhauses aus den herrlichsten Ausblick auf die glitzernde Donau.

Ich hätte nie geglaubt, daß ich hier schon die letzte ungarische Gastfreundschaft genossen hätte und daß hier schon die serbische Grenze nahe war. Ich war daher ganz überrascht, als ich schon wenige Stunden nach der Abfahrt am nächsten Tage auf ein ungarisches Grenzkommando stieß. Die Beamten zeigten sich äußerst entgegenkommend und boten mir an, in der kommenden Nacht bei ihnen zu bleiben und das Lager eines diensthabenden Grenzers zu benutzen. Natürlich nahm ich dankbar an. Die Grenzbeamten sprachen gut deutsch, wir unterhielten uns vortrefflich. Das Abendbrot — ein überfüllter Teller mit geschmortem Rindfleisch, dazu ein guter Trunk ungarischer Landwein — mundete nicht minder gut, und in der Nacht schlief ich wie ein Prinz.

Vergnügt überschritt ich am anderen Morgen die ungarisch-serbische Grenze. Auf der anderen Seite empfingen mich die Serben gleichfalls durchaus höflich. Während ich mit ihnen unterhandelte, hatte ich mein Rad gegen eine hölzerne Brüstung gestellt, die ich für fest hielt. Doch der Druck des mit dem Gepäck 43 Kilogramm wiegenden Rades war zu groß — krachend stürzte die Brüstung zusammen. Trotz dieser offensichtlichen „Grenzverletzung“ wurde der Zwischenfall mit freundlichen Worten beigelegt.

Man hatte mich bereits in Österreich darauf aufmerksam gemacht, daß das Photographieren in Ungarn und besonders in Serbien von Ausländern nicht gestattet sei, aber merkwürdig, trotzdem ich den Apparat frei umgehängt trug, fragte mich niemals jemand danach, nicht einmal auf den Zollstationen. Auch jetzt ließ man mich damit unbehelligt. Wegen meines Rades aber machten die Serben doch erst Schwierigkeiten, sie verlangten eine unerhört hohe Summe als Zollgarantie. Ich zog die Schultern hoch und bedauerte, kein Geld zu haben. Da man auf diese Weise nicht weiterkam, schickte man mich in Begleitung eines Gendarmen mit aufgezopftem Bajonett drei Stunden weit bis zum nächsten größeren Dorfe, wo das Hauptzollamt die Entscheidung treffen sollte. Zum Glück nahm ein in der gleichen Richtung fahrendes Fuhrwerk meinen

bewaffneten Begleiter auf, so daß ich nebenherradeln konnte. Auf dem Hauptzollamt wiederholte sich das Frage- und Antwortspiel. Meine Reisegründe schienen den Herren nicht ganz einzuleuchten, aber da sie auch im Kreuzverhör nichts weiter herausbrachten, stempelten sie endlich meinen Paß ab und entließen mich mit einem mißtrauischen „С-богом!“ (Auf Wiedersehen!). Der verdolmetschende Beamte fügte aber von sich selbst aus noch ein freundliches „Сретjem put!“ (Glückliche Reise!) hinzu, um offenbar den Eindruck etwas zu mildern.

In der ehemaligen Festung Esseg, die ich am Nachmittag erreichte, wimmelte es von Militär. In den Straßen wurde ich wiederholt von Militärpersonen und Polizei mißtrauisch gemustert. Man hielt mich aber nicht an. Ein Fruchthändler, bei dem ich tüchtig Futterte, verschaffte mir ein billiges privates Unterkommen. Am Abend wanderte ich in Begleitung meiner Wirte in der Stadt umher. Schließlich schleppte man mich in ein Kino. Man glaubte mir etwas bieten zu müssen — ich war aber hundemüde!

Am nächsten Tage brachte ich über 100 Kilometer hinter mich. Der trockene Pustaweg fuhr sich hier ausnahmsweise gut. Riesige Weiden mit Rinder- und Schafherden und den typischen, himmelhohen Ziehbrunnen wechselten mit großen Mais- und Rübenfeldern. Die Dörfer lagen wie kleine, helle Inseln weit in der Ebene verstreut. Auch hier waren noch die vor 300 Jahren eingewanderten deutschen Bauern stark vertreten und behaupteten sich zu fast 50 Prozent neben den Kroaten. — Die Kroaten waren übrigens besser als ihr Ruf. Der Fruchthändler in Esseg hatte mir eine Empfehlung an Verwandte in dieser Gegend mitgegeben. Als ich die Leute ausfindig gemacht hatte, stellte es sich heraus, daß sie Kroaten waren, dennoch nahmen sie mich sehr freundlich auf. Man ließ sich keine Ruhe, um mir die Stunden in ihrem Hause so angenehm wie möglich zu machen. Für die Nacht räumte man mir ein Bett im besten Zimmer ein.

Semlin — Belgrad! Als ich am nächsten Morgen nach herzlichster Verabschiedung von meinen freundlichen Wirten mich aufs neue auf den Weg machte, fürchtete ich, den letzten Abschnitt bis Belgrad an diesem Tage nicht mehr schaffen zu können. Ich wagte daher, einen Weg einzuschlagen, der — wenigstens nach der Karte — eine Verkürzung der Strecke darstellte. Und ich hatte Glück! Der Weg war zwar staubig, aber doch fest und fahrbar genug, und schon um halb fünf Uhr stand ich an der Donau und blickte hinüber auf die malerisch gelegene Hauptstadt der Serben. —

Ich fand richtig die Fährbootstelle und erreichte die Stadt noch zeitig genug, um meine Postsachen vor Posttoranschluß abzuholen.

Auf den Landstraßen Serbiens und Bulgariens

Belgrad ist das Tor des Orients für Mitteleuropa. Ungarn mit seinem Sondercharakter reichte bis Semlin. Daran ändern nichts die politischen Grenzen. In den engen Gassen der älteren Altstadt bekam ich einen Vorgeschmack des Orients. Garfücken, Speise- und Getränkehändler auf den Straßen. Es fing an, recht bunt zu werden — auch für das Riechorgan. Da ich mir ein modernes Hotel weder leisten konnte noch wollte, fand ich eine „serbische“ Unterkunft. In einem nahen Kaffeerestaurant konnte ich erstmalig serbische Musik genießen. Eine Tonwelt umging mich, die mir absolut fremd war. Die Streichmusikstücke, die eine gewisse Verwandtschaft mit italo-romanischer oder slavo-russischer Musik hatten, unterschieden sich absolut von Musikstücken, deren eintönige Viertel- und Achtelbubelei mein musikalisches Gehör verletzten. Was war das? War das etwa Orienteinfluß?

Ein Bummel durch die Stadt bestätigte mir durch die „Typenschan“, daß Belgrad nicht mehr zu Mitteleuropa gerechnet werden kann. Von orientalischer Ruhe konnte ich beim Serben herzlich wenig verspüren. Er erinnerte mich dagegen außerordentlich an den überlebhaften Portugiesen. Nur die Bauern-
typen, die ich nun bei der Durchquerung Serbiens näher kennenlernte, machten eine Ausnahme. Sie waren ganz entschieden nicht nervös-zappelig.

Gern wäre ich noch einige Tage in Belgrad geblieben, um mehr seine Eigenart zu studieren. Aber gerade diese Neugier gab einen starken Antrieb: Vorwärts — weiter, in den Balkan hinein!

Die Straßen der großserbischen Hauptstadt werden fleißig ausgebaut. Ein Straßenneubau zwang mich zu einem Umweg, schließlich verstand ich noch eine Auskunft falsch und verfuhr mich gründlich. Ein serbischer Unteroffizier, den ich aufs Geratewohl deutsch anhielt, verstand mich prächtig und wies mir den richtigen Weg. Ich mußte mich tummeln, wollte ich noch zeitig Smedero erreichen. In Schlangenwindungen stieg der anfangs leidlich gute Weg die Berge hinan. Bald mußte ich mein Kößlein schieben, und ausgerechnet bei ebenen Strecken und Gefäll wurde die Straße so schlecht, daß das Fahren unmöglich wurde. Das war eine saure Arbeit! Dafür entschädigte aber die Landschaft. Herrlich war der Blick auf den Donauström. Die schlechte Beleuchtung machte es mir allerdings unmöglich, einige Aufnahmen von der reizvollen Berglandschaft zu machen. Je näher ich Smedero kam, desto besser wurde der Weg, und ich konnte etwas von der verlorenen Zeit aufholen. Trotzdem kam die Dunkelheit schneller als ich gewünscht hatte. Es blieb mir nichts anderes übrig, als einige

Kilometer vor Smedero in einer echt serbischen Landstraßenkneipe haltzumachen. — Mit Hilfe des Sprachführers gelang mühselig die Verständigung. Ich verspeiste, gleichfalls echt serbisch, kaltes gebratenes Hammelfleisch, etwas Fisch, Weizenbrot und Wein. Am späten Abend kamen spiel- und trinkfreundige Gäste. Die kleinen Slibowizfläschchen vor sich, bestaunten die meisten den Nematschki (= Deutschen), der mit dem Fahrrad nach dem Orient wollte. — Man versuchte, eine Unterhaltung mit mir anzuknüpfen — und siehe da — einige konnten mehr Brocken Deutsch als ich Serbisch. Als ich mich nach dem Grunde ihrer Sprachkenntnisse erkundigte, erzählten sie mir mit Wichtigkeit, daß sie in Deutschland gewesen wären — als Kriegsgefangene! — Der gute Slibowiz löste die Zungen, man unterhielt sich prächtig — und verstand kaum ein Wort. Die guten Serben wurden sogar so liebenswürdig, mir zum „Probieren“ Slibowiz zu spendieren. — Also, die Wahrheit — der Slibowiz ist wirklich gut. Der Gastwirt, der eine sogenannte „Ausspanne“ für Fuhrleute hatte und daher auch einige Pritschenbetten für Übernachtungsgäste in einem Sonderraum stehen hatte, bot mir ein „Bett“ an. — Dank den Slibowizen konnte ich einschlafen! Als ich aber sehr früh wach wurde, war's vorbei mit der Ruhe! Springlustige, durstige Bettgäste — auch in Deutschland zu haben — erklärten mich für nicht heimatberechtigt und zwangen mich zum Aufstehen.

So saß ich denn schon vor 7 Uhr wieder auf dem Rade. — Es ist klar, daß ein Radfahrer, der mit Rad und Gepäck zusammen ein Gewicht von 130 Kilogramm wegtreten muß, kein Geschwindigkeitsfahrer sein kann und mit Rücksicht auf die Maschine und besonders auf die Pneumatiks auch nicht sein darf. Trotzdem hatte ich in Deutschland auf der Strecke Regensburg—Passau die Höchstleistung an einem Tage von 92 Kilometern aufgestellt und diese Leistung in Ungarn auf der guten Landstraßenstrecke Esseg—Mitrowitz mit 106 Kilometern übertroffen. Nie hätte ich geglaubt, in Serbien eine so gute Fahrtstrecke zu machen wie am zweiten Tage von Smedero bis Zagodina. — Noch vor Sonnenuntergang erreichte ich diesen herrlich im Tale liegenden größeren Ort in wirklich frischem Zustande nach 98 Kilometer Fahrt. Dabei waren die Wege nur streckenweise gut — aber sie liefen im Gefäll einiger größerer Höhen und waren daher ausnuzbar.

Der Tag nach Zagodina fing gleich sehr schlecht mit Steigungen und steinigem Wege an. Dazu bewölkte sich der Himmel sehr stark. Ein heftiger Süd- — also Gegenwind — ließ es zwar am Vormittag noch nicht zum Regnen kommen. Am Nachmittag aber fing es bei Kuzany langsam an zu tröpfeln. Die überraschend schöne und wildromantische Landstraße wurde bald mit dickem Schlamm zugedeckt. Es wurde empfindlich kühl. Meine Hände verklammten allmählich. Fortgesetzte starke Steigungen zwangen mich obendrein, zu Fuß zu

gehen. Ich schimpfte darüber nicht schlecht. Endlich kam einmal ein langes Gefäll mit ziemlich guter Straße. Nun schnell aufs Rad geschwungen! An einer Biegung, auf die ein sehr steiler Abfall des Weges folgte, holte ich eine junge Serbin mit einer Herde Schweine und Ferkel im schnellsten Freilauftempo ein. Ich klingelte heftig, schrie laut und bremste stark. Die Serbin schlug die Hände über dem Kopf zusammen und sprang beiseite. Sie schien noch nie einen Radler gesehen zu haben und glaubte offenbar, der ††† Gottseibeimus käme in höchsteigener Person, um in ihre Schweine zu fahren oder sie gar selbst zu holen. Einige Säue waren so vernünftig, Platz zu machen. Ich steuerte in Schlangenwindungen durch die verstörte, grunzende und quiekende, etwa 20 Stück zählende Herde durch. Da, im letzten Augenblick, rannten einige Ferkel quer über den Weg. Ich wollte ausweichen, zu spät! Ein quiekendes Gekreisch, das erregte „Öff, Öff!“ der Saumutter — und mein Stahlroß nahm das Hindernis in kühnem Sprung. — Ich schwankte und rannte wieder gegen ein größeres Ferkel. — Hoppla — schon sauste ich mit Eleganz mit dem wildgewordenen Stahlroß in den felsigen Straßengraben — sauste wieder heraus — auf die Straße hinauf — und schon hatte ich wieder die Mitte des Dammes! „Hurra, Dbacht!“ Die Serbin rief inzwischen eine Menge Heilige an. — Noch tönte mir das Sequiesche des Ferkels in den Ohren, da merkte ich nach kurzer Fahrt die Folgen des kühnen Straßengrabenrennens. Panne! Ein gräßliches Gefühl! Dazu fürchtete ich Unannehmlichkeiten von seiten der Serbin. — Hinter einem Bauerngehöft untersuchte ich das Unglück, suchte, suchte, und fand nichts. — Unterdessen kam auf der Straße die Serbin vorbei — auf dem Arme trug sie das Ferkel — Tränen standen ihr in den Augen — ich meine, der Serbin. Als sie mich erblickte, kam sie näher und begann, mir Vorwürfe zu machen. Ich stellte mich aber taub. „Ich — nig verstehen! Hier, Rad kaputt — Schwein kaputt!“ Da zog sie weiter. In einem Nachbargehöft — inzwischen fing es derb an zu regnen — begann ich von neuem, die Panne zu untersuchen. Bald hatte ich Zuschauer. Der eine Bauer sprach sehr gut deutsch. „Auch Kriegsgefangener in Deutschland, in Dresden gewesen, serr schön da“ — erklärte er stolz. — Man ließ die eigene Arbeit im Stich und bemühte sich, mir behilflich zu sein. Bald war der Schaden geheilt. Es wurde Abend, und die Serbin kam mit einem alten Mann, vermutlich dem Herrn Papa, und einem jüngeren Bruder aufs neue an. Mein Dolmetscher, der ehemalige Kriegsgefangene, machte seine Sache gut, er erklärte: „Schwein kaputt — Rad kaputt — quitt — und ich kein Geld — Tourist nig Geld!“ Dann riet er mir, als ich aus Mitleid schon den Beutel ziehen wollte, ja nur kein Geld zu zeigen.

Gastfrei stellten mir die Bauersleute eine ganze Stube mit einem Riesen-Mehrschläferbett mit zahlreichen — mit bunten, selbstgewebten Überzügen ver-

sehenen Betten zur Verfügung. Am Abend saß ich im Kreise der Familie und Verwandtschaft. Es gab Weichkäse (Quark), Milch, Weizenbrot und Weißkohl mit Paprika. Die kreisende Glibowitzflasche lehnte ich dankend ab und hielt mich an die gute Milch und den schmackhaften Käse. — In der Nacht schlief ich prächtig, warm, weich und reinlich. Das ganze Haus und die beiden Familien machten zwar einen ärmlichen, aber durchaus reinlichen Eindruck. Bezeichnend war es, daß mich mein Wirt, bevor er mir das Bett anbot, leise fragte, als ich darauf bestehen wollte, mir selber aus meinen Decken ein Lager zu machen, ob ich — Läuse hätte!? Sehr lieb, nicht wahr? — — Erst gegen Mittag des nächsten Tages, als es sich aufklärte, fuhr ich weiter.

Die Landschaft bei Aleksina bis kurz vor Nisch gehört mit zu den schönsten, die ich je gesehen habe. Das trübe Wetter ließ keine gute Aufnahme zu. Kurz vor Nisch fing es wieder an zu regnen. — Mit jedem Kilometer wurde die Straße schwerer befahrbar. Mit aller Anstrengung trat ich drauflos. Nisch mußte ich erreichen, und wenn es serbische Ferkel regnen sollte. Und ich schaffte es! Vollständig beschmutzt, bis an die Ohren mit Spizern bedeckt, das treue Stahlross mit dichtem Schmutzüberzug, so erreichte ich Nisch und war erstaunt, in dieser dorfähnlichen Stadt ein Straßenpflaster zu finden, wie es viele Straßen der Hauptstadt nicht hatten. — Nach langem Hin- und Hersuchen fand ich ein einigermaßen billiges Quartier in dem Gasthause eines etwas deutschsprechenden Serben, der mit sich handeln ließ. Es regnete die ganze Nacht. Am anderen Vormittag klärte ein frischer Wind schnell auf und half der Sonne die Wege trocknen. Ich nahm mir nun die Zeit, alle die wichtigsten Gebäude und Denkstätten dieser Stadt, die im Weltkrieg als zeitweiliges serbisches Hauptquartier und späterer Etappenort eine große Rolle spielte, wenigstens anzusehen. — Mein Wirt sowie ein Mechaniker, bei dem ich ein neues Vorderradschutzblech kaufte, rieten mir, mit der Bahn nach Piroto zu fahren, da der Weg sehr schlecht und bergig sei. — Ich überlegte hin und her und fand, daß ich selbst bei langsamem Vorwärtskommen doch besser weglam, wenn ich die Landstraße nahm, denn dann hatte ich wenigstens den Genuß der Landschaft.

Der furchtbare Weg nach Piroto ließ sich zunächst ganz gut an, wenngleich die fernen, aber immer näher und höher heranrückenden Bergketten mir schon jetzt einige Schweißtropfen abrangen. —

An einem Bache, bei Beginn der Vorbergssteigungen, traf ich auf eine große Anzahl Bauernfamilien, die mit der Zubereitung des geernteten Flachses — dem Wässern und Trocknen in Garben — beschäftigt waren. Einige neugierige Bauernfrauen stellten sich auch richtig vor den Photoapparat, aber als die Operation begann, drehte sich die Schönste schamhaft seitwärts. Schade! Einige Minuten später hielten mich zwei Gendarmen freundlich an und prüften

meinen Paß. Zum erstenmal geschah es, daß man meine Kamera entdeckte und mich mißtrauisch daraufhin ansah. Um der peinlichen Lage ein Ende zu machen, da ich die vielen Fragen doch nicht beantworten konnte, drückte ich beiden freundlich die großen Lagen und schwang mich mit höflichem „Obogom!“ (Leben Sie wohl!) auf mein Rad. Die beiden Beamten sahen mir nicht wenig verblüfft nach. —

Leider war nach einer weiteren Viertelstunde die Fahrt schon wieder zu Ende. Diesmal lag's am Wege. Stundenlang ging's nun steinig und steil in zahlreichen Windungen bergauf. Überall, wo eine Herde Schafe an den Hängen weidete, fielen die Hütehunde mich eifrig an. Das geschah ganz besonders, als ich gegen Abend bergab das Gefäll nach Bel Palanka ausnutzte. Es gelang mir wiederholt, einige serbische Hundeschнауzen mit den Stiefelspitzen in voller Fahrt zu streicheln und einem besonders frechen Köter kunstgerecht gegen die Rippen zu fahren, ohne dabei selbst in Gefahr zu kommen, wie es bei dem Schweinezusammenstoß der Fall war. —

Wie wenig doch Auskünfte taugen! Der gute Serbe, der mir den Rat gegeben hatte, um Bergsteigerei zu vermeiden, wenigstens bis Bel Palanka mit der Bahn zu fahren, hat sicher nie die Straße hinter Bel Palanka nach Piroc gesehen. Hier hatte ich mehrere Berge zu überwinden, die zum Teil noch unangenehmere Steigungen besaßen — und dazu sandig-kieselige Straßen hatten — als am Tage vorher. — Aber für diese Mühe wurde ich durch die einfach herrliche, wildromantische, felsige, reiche Berglandschaft entschädigt. Ich hätte Duzende von Aufnahmen machen mögen. Doch lagen die südlichen, rund 2000 Meter hohen Gebirgsränder in ungünstiger Beleuchtung.

Piroc durchfuhr ich um Mittag ohne längeren Aufenthalt, als ich für einen Imbiß benötigte. Die sehr zahlreichen Militärpersonen musterten mich aufmerksam, doch wurde ich nirgends angehalten. Eine sehr gut ausgebaute Straße führte nach dem Grenzstädtchen Caribrod.

In Caribrod gingen die Zollangelegenheiten glatt von statten. Der betreffende serbische Beamte sprach vorzüglich deutsch, er hatte in Laibach studiert. Er sprach es offen aus, daß er keinem Wanderlustigen Schwierigkeiten machen würde, sondern als Sportsmann hierfür Verständnis hätte. — Im Handumdrehen — das Gepäck wurde gar nicht angesehen — war ich mit freundlichem Händedruck verabschiedet. Dann ging's über die Grenze. —

Ich war gespannt auf die so vielfach gelobte bulgarische Heerstraße, die fast so gut wie Asphalt sein sollte. — Na, ich erlebte was! — Zunächst hörte an der Grenze selbst jeder Weg auf. Das heißt, der Weg war verwachsen und in halbzersörtem Zustande.

Der bulgarische Grenzkommandant forderte mich auf, noch am selben Tage — es war inzwischen halb 5 Uhr geworden — nach Dragoman zu fahren. In zwei Stunden könnte ich dort sein und meine Zollangelegenheiten regeln.

Schon nach einer Viertelstunde verlor ich den Weg zwischen Bachgeröll, Bergschutt und zerstörten Brücken. Ein Soldat zu Pferde tauchte plötzlich auf und zeigte mir die Wegrichtung nach einer Schlucht. An deren engem, steinigem Eingang stand ein Wegweiser. Ich entzifferte den Namen Dragoman und verfolgte die kümmerlichen, steinigen Reste eines alten Weges in die Schlucht hinein. Nach einer halben Stunde, nachdem ich unter einer Eisenbahnbrücke durchgekommen war, wurde aus dem Wege ein Bach — Tatsache! Zufällig erwischte ich einen Bahnangestellten, der zur Brücke ging. Es war kein Zweifel, der Bach in der Talsohle — oder schließlich auch die Talsohle mit dem Bach — war der Weg nach Dragoman. An Fahren war natürlich nicht zu denken! Ich suchte die weniger nassen und weniger steinigen Stellen auf und mühte mich, einen Weg zwischen den Felswänden zu finden. Das war hier wirklich ein echtes Räubergebirge. Jetzt fehlten nur noch die Komitatschis, und ein herrliches Abenteuer war fertig. Aber nein! Die Herren Räuber ließen sich nicht sehen. — Die Sonne ging unter, und ich krabbelte mit dem Fahrrad über Felsgeröll und Bachgrund wie eine verlorene Ameise dahin. Dreimal bekam ich nasse Füße, und dreimal wurden sie wieder trocken. Als es glücklich stockdunkel geworden war, kam endlich etwas wie ein Weg, der am Rande der allmählich breiter werdenden Schlucht dahinflief. Da sich auch der Himmel bezogen hatte, konnte ich an der Dunkelheit wirklich nichts aussetzen. Ich gab mir die größte Mühe, den Weg mit den Füßen zu sehen. So ging es stundenlang! Ich blieb schön warm dabei, trotzdem ein frischer Wind durchs Tal pfiff.

Wo blieb nur Dragoman?! Ich war längst vier Stunden gewandert, doch nur Geduld! Dragoman oder Sofia! Ich war entschlossen, so lange mit dem Rade den Weg entlang zu wandern, bis ich gegen irgendein Haus anrannte oder der Morgen kam. Ab und zu kläfften irgendwo in der Ferne Hunde. Hin und wieder rief mich eine Männerstimme aus dem Dunkel an. Ich wünschte den Stimmen aus der Finsternis eine gute Nacht und zog weiter, die elektrische Taschenlampe als Blendwaffe griffbereit. Bei einem besonders neugierigen Köter trat sie dann auch gerade zur rechten Zeit in Aktion. Schon hörte ich das Schnappen der Hundeschnauze und erkannte die Umrisse des Körpers — da blitzte das elektrische Licht auf — und erschrocken fuhr der Köter zurück. Ein schmerzhaftes Aufjaulen bewies die gute Wirkung dieser „Waffe“. Der geblendete Hund war irgendwo gegen einen Stein gerannt.

Endlich! Endlich! Ein Licht blitzte auf. Da — noch eins — aber der Weg führte weit vorbei. Dann kamen wieder Lichter, und schließlich gewahrte

ich einen Nebenweg. Da aber die Straße in gerader Richtung befahrbar wurde, stieg ich auf. Der Dynamo des Radlichts tat jetzt bei den schnelleren Umdrehungen seine Schuldigkeit — endlich — endlich wieder im Fahren! Aber wo blieb Dragoman? Ich bog um einen Hügel — und jetzt leuchteten eine Menge Lichter seitwärts auf. Deutlich wurden die Umrisse vieler Häuser sichtbar. Ich überfuhr ein Bahngleis und bog nun auf einem neuen Nebenweg in eine Dorfstraße ein. Wütende Hunde empfingen mich. Da blitzte plötzlich eine starke Taschenlampe auf und blendete mich:

„Mach das Licht aus, Schafskopf!“ sagte ich höflich.

„Ja, ja“, antwortete es aus dem Dunkeln. Verblüfft stieg ich ab und leuchtete nun auch. Zwei anständig gekleidete Männer, einer davon mit sichtbar nach vorn gedrehter Pistolentasche, kamen auf mich zu und verlangten meinen Paß zu sehen. Der Bewaffnete sprach ziemlich gut deutsch. Ich bedeutete ihm sehr energisch, daß ich hier im Dunkeln niemandem den Paß zeigen würde und daß er mir gefälligst den Weg zum Kommissar zeigen sollte. Der Kerl hatte Ordrer im Leibe, er parierte und übernahm die Führung, der andere trottete hinterher. So kamen wir zur Eisenbahnstation. In der Wirtschaft saßen die Herren der Polizei und Zollbehörde gemütlich bei Wein und Karten.

Der Kommissar sprach gut deutsch. Zehn Minuten später war mein Paß abgestempelt. Wohlgemerkt, außer der Dienstzeit! Dazu war es noch die Nacht vom Sonntag auf Montag! Der Stationschef stellte mir den Gepäckraum als Schlafsaal zur Verfügung, falls ich Hotelkosten sparen wollte. Natürlich wollte ich! Ich nahm das Angebot dankend an und speiste dafür gut und reichlich zu Abend. Die Preise waren niedrig!

Daß ich mich für all dieses Entgegenkommen erkenntlich zeigte, war wohl selbstverständlich. Ich erzählte von meiner Reise. —

Die berühmte Asphaltchaussée nach Sofia fand ich auch am nächsten Tage nicht. Der Hauptweg war aber doch soweit gut gepflastert, so daß ich damit für Balkanverhältnisse durchaus zufrieden sein konnte.

Die Landschaft wurde jetzt eben und ähnelte dem südamerikanischen Camp oder auch der ungarischen baumlosen Puszta.

Ohne erheblichen Übergang tauchte aus der Steppe plötzlich die Hauptstadt Bulgariens auf. Sofia machte einen guten, sauberen Eindruck. Das Stadtbild war zum größten Teil mehr europäisch als orientalisches. Das Straßenpflaster sehr gut — was bleibt da noch von einer Balkanstadt übrig?

Eine recht schnurrige Eigentümlichkeit der Bewohner des Balkans muß ich hier erwähnen. Es fing bereits in Serbien damit an. Ich konnte nämlich aus den Kopfbewegungen nicht klug werden. — So ging ich in Sofia in ein

kleines Milch- und Kaffeehaus und fragte, ob ich Milch bekommen könnte. Der freundliche Kellner schüttelte verneinend und grinsend den Kopf. Ich gehe also raus. Der Kellner schaut mir verdutzt nach. Ärgerlich sah ich rückblickend durch die Scheiben, wie einem Gast Milch eingeschenkt wurde. Mit einem Donnerwetter war ich wieder drin und verlangte Milch im Kommandoton. Und ganz verblüfft wackelte der verschüchterte Kellner heftig mit dem Kopf und — holte die Milch. „Hol's doch der Teibel“, dachte ich. „Der Kerl schüttelt mit dem Kopf und holt trotzdem die Milch. Das ist ja schnurrig.“ Am Abend erfuhr ich denn beim zufälligen Zusammentreffen mit einem Deutschen, daß man hier und im Orient beim Jasagen mit dem Kopfe schüttelt und beim Verneinen nickt. Ja, so, Bauer — das ist allerdings etwas anderes!

In Bulgariens Hauptstadt hielt ich mich nicht lange auf. Wozu auch? Gab es ohne Zweifel interessante Gebäude zu sehen, so war doch das Stadtleben durchaus modern, fast mitteleuropäisch. Also: Weiter, nach der Türkei!

Auf dem Wege von Sofia nach Plovdiv oder Philippopol kam ich erst recht ins Gebirge. Von der Asphaltstraße nichts zu sehen. Im Gegenteil — ein unregelmäßig gepflasterter Steinweg, dicht überfät mit Kieseln. Eine feine Prüfung für die Pneumatiks! In der Trajanspforte, einem 50 Kilometer langen Bergtal, wurde der Weg noch schlechter, so daß ich bis Philippopol zwei Tage brauchte. — Die Trajanspforte, diese uralte Heerstraße, hatte eine Geschichte wie selten andere Heer- und Völkerstraßen. Um diese lange, windungsreiche Bergschlucht ist bei allen Balkankämpfen schon in der römischen, wohl auch in der antiken, mazedonischen Zeit bis zum ersten islamitischen Ansturm und allen darauffolgenden Freiheitskämpfen der Balkanvölker erbittert gerungen worden.

Dieser steinige, staubige Weg mit seiner kahlen, unfreundlichen Bergumgebung hat viel heißes Blut getrunken. Kein Wunder, wenn der in seinen mauerumgebenen Einzelgehöften sitzende bulgarische Bauer ein guter, zäher, furchtloser Soldat ist.

Die langen Straßendörfer, deren Einzelgehöfte immer wieder eine oft festungsartige Ummauerung aufwiesen, machten einen sauberen Eindruck für — Balkanverhältnisse.

Philippopol war — soweit ich bis jetzt urteilen kann — das Herz des Balkans. Das bunteste Völkergemisch lebte in seinen Mauern, zum ersten Male sah ich den Orient. Die Minarets der ziemlich zahlreichen Moscheen zeigten die Vorpostenlinie des Islam an. Zum ersten Male stieg ich in einem Khan ab. Die ehemalige Karawanserei mit ihrem großen Hof, der mit Bauernkarren und mit bepackten oder entlasteten Eseln überfüllt war, hatte nach der Straßenseite sich etwas als „Hotel“ auffrisirt. Deswegen war es doch ein

„Khan“ geblieben. Das war mir gerade recht. Ich bekam ein Zimmerchen und mietete es für mich allein, trotzdem es zwei Betten hatte. Ich mußte eine Geldsendung aus der Heimat abwarten und richtete mich für ein paar Tage ein.

Das „Gastzimmer“, ein großer Raum zu ebener Erde, war eine kleine Landesproduktenbörse. Bauern im Pelz, Handelsjuden spanischer Herkunft (seraphische Juden), moslemitische fliegende Garlücken und Händler ohne Zahl mit Tarbusch, Lammfellmütze oder modernen, aber höchst schmierigen mitteleuropäischem Filzhut, belebten den Hof wie die Straßenseite des „Hotels“. Der vorherrschende Geruch im Gastzimmer war — Hammelbraten, Hammelfett. Daneben behaupteten sich auf dem Boden wie auf den Tischen große und kleine Weinflecken. Haupthandelsprodukte waren: Hülsenfrüchte, Mais, Mehl, kurz — Nahrungsmittel. Wein wurde oft wie Wasser getrunken. Doch waren Schwertrunkene durchaus selten. Mein Sprachführer — Bulgarisch — langte nicht, um größere Unterhaltungen anzuknüpfen, bis ich auf die Idee kam, einen der Handelsjuden spanisch anzureden. Siehe da, es ging tadellos. Freilich war das jiddische Spanisch scheußlich, doch erleichterte mir der Dolmetsch die Unterhaltung.

Höchst interessant war für mich der Bazar. Ein Gewirr zahlloser Gäßchen. Jede Gasse für sich ein Gewerbe. Hier Fleischer, dort Fruchthändler; hier Luche, dort Geschirr. Sattler, Schuster, Schneider, Schmiede, Schreiner, kurz — alles da!

Tarbusch, Lammfell und Filzhut. Das war, so möchte ich behaupten: das Sinnbild Ploodiv. In der Türkei ist der Tarbusch längst verschwunden.

Morgens wie abends hörte ich von meinem Hotel aus die Stimme des Muezzin vom Minarett einer ärmlichen, kleinen Moschee.

Die lebhafteste Stadt zählt rund 80 000 Einwohner und hat an Bedeutung Adrianopel weit überholt. Ihre Lage auf sieben Hügeln und an der Mariça ergibt ganz prachtvolle Stadtbilder. Eine volle Woche verbrachte ich in Philippopel, um alle Stadtviertel gründlich durchstreifen zu können, ehe ich mein treues Stahlroß wieder zur Weiterfahrt zurechtmachte, und nur ungern schied ich von dem „Herzen des Balkans“.

Philippopel lag hinter mir. Wieder umgab mich die recht dürftig besiedelte und landwirtschaftlich ausgenutzte, waldarme Steppenlandschaft, die leicht hügelig anstieg. Der Verkehr war so gering, daß ich die ersten Stunden ganz allein die Straße beherrschte, die ausnahmsweise infolge des neben dem steinernen Hauptwege herlaufenden festen Fußweges für mich besser befahrbar wurde. Inmitten großer Weinberge — die Nebstöcke wurden hier buschartig in Reihen gepflanzt — fand ich mehrere Familien bei der Lese. Ich begrüßte die netten

Leute und wurde sogleich als: „Germanski, gutt Kamerad“ herzlich zur Weintraubenprobe eingeladen. Und ich sträubte mich durchaus nicht! Man unterhielt sich, so gut es ging.

Die Tracht der Landleute gefiel mir. Weite Beinkleider, unten mit einer Art Wollgamasche umschnürt, die typische Weste, die mehrere Meter lange, wollene Leibbinde — das Einwickeln darin ist eine besondere Kunst — und die typische Fell- oder Tuchmütze. Höflichkeit ist immer gut — jedenfalls habe ich aus Höflichkeit angebotene Weintrauben nicht abgeschlagen. Das wurde aber doch fast etwas zuviel. Ich glaube, unter zwei Kilogramm bin ich nicht weggekommen. Zum Abschied hing mir noch ein alter Bulgare an einem Bindfaden eine Riesentraube um den Hals, „für unterwegs“ sagte er. Eine sehr praktische Einrichtung! Kadelnd konnte ich nun dauernd Weinbeeren naschen. — Nach der Mittagspause in einem kleinen Dorfe, wo man mir für wenig Geld eine gute Hühnersuppe mit Reis, Käse, Brot und Tomaten aufstrug, traf ich kurze Zeit darauf auf interessante Weggenossen. Eine ganze Zigeunerkarawane überholte ich. Diese Balkanzigeuner mußte ich aus der Nähe besehen. Die Leute waren von riesiger Freundlichkeit. Man begann mich und das Gepäck zu betasten. Der Primas, mit einer spizen Lammsfellmütze, stellte das freundliche Ansinnen an mich, ihm meine Jacke zum Gastgeschenk zu machen. Sein Gegenbeschenk verriet er zunächst nicht. Als ich auf dem Rade schon einige Kilometer zurückgelegt hatte, entdeckte ich etwas reichlich spät den Verlust meiner Taschenlampe und eines Taschentuches. Ich hatte vergessen, die Lampe in die zuknöpfbaren Taschen zu stecken. — Einen weiteren Aufenthalt in einem größeren Dorf verschaffte mir eine Panne. Schuljüngens hatten dort mein Fahrrad sehr eingehend bewundert, besonders die Festigkeit der Pneumatiks. Einige Kilometer weiter ging mir — Verzeihung — dem Reifen, die Luft aus. Kein Riß, Schnitt oder dergleichen war zu entdecken. Ich füllte einen Teil meines Trinkwassers in das Eßgeschirr, untersuchte peinlich den Luftschlauch und fand endlich den „Nadelstich“. Zu nett von den Jungs! —

Am Abend traf ich in Chaskowo ein. Mehrere Bulgaren stellten mich auf der Hauptstraße und brachten mich in ein Gasthaus. Ein bulgarischer Bankbeamter, der in Wien und Leipzig studiert hatte und vorzüglich deutsch sprach, führte mich noch am Abend in der Stadt umher, um mir die Sehenswürdigkeiten zu zeigen. Diese bestanden aus der Hauptstraße und den promenierenden Schönen. Gegen 8¹/₂ bis 9 Uhr war der Promenadensflirt aus, und man ging artig nach Hause — ohne Begleitung. Tatsache! Mein Mentor erging sich in lebhaften Klagen, daß es unmöglich sei, mit einem jungen Mädchen spazierenzugehen und sich zu unterhalten. Erst erklärte Brautleute dürften — unter Begleitung eines Anstandswaunwas — sich Banalitäten erzählen — der Enderfolg sei

meistens eine unglückliche Ehe, weil ein Kennenlernen ausgeschlossen sei und der junge Mann mehr dem Triebe nach — als aus Liebe — also seelischer Zuneigung — heirate. Aus allen Schilderungen konnte ich jedoch so viel entnehmen, daß eine sehr gute und feste Moral bestand und die berüchtigte orientalische Sittenlosigkeit hier noch nicht zu finden war. Jedenfalls konnte ich mich des Eindrucks nicht erwehren, daß der junge Bulgare in Wien sehr verwöhnt worden war und nun den schönen Tagen an der blauen Donau sehnsuchtsvolle Tränen nachweinte. Allerdings war der Unterschied auch deutschen Kleinstädten gegenüber gewaltig, denn der Balkan — in Belgrad war's noch nicht so zu merken — wie überhaupt der Orient, ist theater- und musikkarm. Und nun erst Wien — und dann Chaskowo mit 30 000 Einwohnern — Der Armste! Nebenbei bemerkt, war der Typus der bulgarischen Frauen und Mädchen sehr schön, die „Bemalung“ noch nicht so auffallend, die Kleidung abwechslungsreich und geschmackvoll und die Figur von angenehm schlanker Fülle. Die scharfe Trennung der Geschlechter war ein Überrest der einstigen Türkenherrschaft.

In der „europäischen“ Jungtürkei

Überraschend schnell kam ich der türkischen Grenze näher. Zeitweise war der Weg fast so gut wie eine deutsche Chaussee, und die letzten zehn Kilometer vor Mustafa — dem bulgarischen Grenzpforte — konnte die Straße mit jeder deutschen sich messen. War das eine Lust, so leicht und schnell durch die Ebene der Mariza zu fahren! Langsam näherte ich mich der Landesgrenze. Die Gegend war wieder eine wüste Steppe ohne jeden Hügel. Kein Busch, kein Baum unterbrach die fahlen, unwirtlichen Flächen, weit und breit war kein Lebewesen zu entdecken. Der Weg war hier verwahrlost. Ich kam nur ganz langsam voran. Ärgerlich sah ich, wie die Sonne immer tiefer sank. Endlich, endlich tauchte am Horizont erst ein, dann ein zweites Häuschen auf. Das war also das türkische Grenzkommando! Auf der letzten Strecke war der Weg nicht mehr befahrbar. — Die Sonne stand schon am Horizont, da rief mich vom Turmhäuschen her ein Posten an. Ich stellte das Rad an einen Telegraphenpfosten und ging, mit meinem Paß bewaffnet, auf das Wacht haus los. Natürlich war der Kapitano in Adrianopel (Edirne). Der Unteroffizier versicherte mir, gleichfalls ermächtigt zu sein, den Paß in Ordnung zu bringen. Für das Rad müsse ich aber eine Garantie hinterlegen. Mir erschien die verlangte Summe unerhört hoch. Ich versuchte davon freizukommen wie in Serbien und Bulgarien. Jedoch der Türke blieb hartnäckig. Er rechnete hin und her, und schließlich kam er auf eine noch höhere Summe. Als ich mich bereit erklärte, gegen ein entsprechendes Dokument die Summe zu entrichten, rechnete der gute Mann von neuem und verlangte daraufhin noch um etliches

mehr. Nun wurde ich mißtrauisch. Die Sonne war inzwischen untergegangen, und ich beschloß, hierzubleiben, um am nächsten Tage die Zollangelegenheit mit dem Kapitän in Ordnung zu bringen. Von Anfang an hatte ich ein Gefühl, das alles andere denn Sympathie für die Türken war. Die angenehme Behandlung von seiten der Ungarn, Serben und Bulgaren gewöhnt, war ich aufs unangenehmste überrascht, auch nicht ein Fünkchen von Entgegenkommen zu entdecken. Man bemächtigte sich meines Rades, anstatt mich aufzufordern es zu holen. Man dachte gar nicht daran, mir einen Platz anzubieten, allerdings war auch gar keine Sitzgelegenheit da. Kein Gedanke von Gastlichkeit oder Kameradschaftlichkeit, die ich bei den ehemaligen Verbündeten voraussetzte, um so mehr, da ich sie sogar bei den Serben gefunden hatte. Dummgrinsende Gesichter, Nichtachtung und glatte Unfreundlichkeit, wenn ich mit Hilfe des Sprachführers versuchte, ein Gespräch anzuknüpfen. Man wollte einfach nichts verstehen und leierte Koranverse im unmelodischsten Gesang herunter. Ich wurde nicht viel mehr beachtet als ein Tier. Die Hunde, die das Wachkommando besaß, wurden jeden Augenblick ohne irgendwelche Veranlassung getreten oder mit Steinen beworfen. Der Dünkel — die Unduldsamkeit des Moslem dem Ungläubigen gegenüber — trat deutlich zutage.

Ich sättigte mich an meinem eisernen Vorrat und gab den Kötern einige Stückchen Brot ab, da sie, dauernd mißhandelt, vorher schon bei mir Schutz gesucht hatten. Ich schnallte meine Decken vom Rade und ging mit türkischem Gruß, der entweder nicht verstanden oder nicht beachtet wurde, in die Steppe hinaus, um mein Lager zu bereiten — in achtungsvollem Abstand von den schweifswedelnden Hunden begleitet. Ich fand bald einen geeigneten Platz für mein Nachtlager. Ein Soldat beobachtete mich, ging in weitem Bogen um mich herum und dann wieder ins Wachthaus zurück.

Die Nacht war frisch. Lange lag ich und betrachtete den Sternenhimmel und dachte nach über dies und jenes, vor allem über die Unleidlichkeit der Menschen, die einen Separatgott im Himmel haben und daher Gott in sich nicht fühlen können. Es war ein eigenartiges Nachtlager. Die Menschen meidend, lag ich hier in der Steppe, und die Tiere, die Hunde, lagerten sich in der Nähe. Sie waren so vernünftig, nicht aufdringlich zu werden. —

Der andere Tag brachte bis zum Mittag keinen Kapitän und keine Verständigung mit dem Unteroffizier. Dafür aber einen kräftigen Hunger. Als ich deswegen mit dem Zaunpfahl winkte, immer bestrebt, ein Verständnis zu erzielen oder wenigstens vernünftig mit den Türken zu verkehren, erlebte ich neuerdings eine kalte, gleichgültige Abweisung. Wasser gab man mir auf mein Verlangen — das war aber auch alles. Diese orientalische Gleichgültigkeit brachte mich zu einem Entschluß. Ich machte dem Unteroffizier klar, daß ich

das Rad als Pfand hierlassen wollte und bat um den Paß, um wenigstens nach Adrianopel zu pilgern. Vielleicht konnte man irgendwo sich beschweren! Der Unteroffizier sagte, daß der Kapitän käme, er habe bereits telephoniert. Wann er käme, fragte ich! Achselzucken! — Fünf Minuten später war ich unterwegs, knipste die beiden Grenzhäuschen zur Erinnerung und marschierte auf einem Seitensfahrweg, der durch die Steppe führte, in Richtung Adrianopel mit knurrendem Magen vorwärts. — Eine Stunde später erreichte ich wieder einen Grenzkordon und mußte einem Posten, der den Paß nicht lesen konnte, auf einen Wachthügel folgen. Nach Erledigung dieser Formalität marschierte ich noch eine weitere Stunde, passierte das erste, einem Negerdorf ähnliche, türkische Grenzdorf — welch ein Unterschied gegen die meist steinernen bulgarischen Bauernhäuser! — und begegnete bald darauf einem Auto, das zur Grenze fuhr. Eine halbe Stunde später kam mir eine Kutsche entgegen. Als man mich gewahrte, hielt der Wagen an. Ein älterer Türke winkte mir und stellte sich als der „Kapitän“ vor. Nun fuhr ich die ganze Strecke wieder zurück. Ich fand bei diesem Herrn ebensowenig Verständnis wie bei den Soldaten. Im Gegenteil! Eine peinliche Untersuchung des gesamten Gepäcks wurde angeordnet. Ferner mußte ich alles abschnallen, damit das Radgewicht festgestellt werden konnte. Das Ende der Untersuchung war ein Eingriff in den Geldbeutel, wie ich ihn auf keinen Fall erwartet hatte. Gewiß sollte ich den größten Teil der Summe beim Verlassen der Türkei wieder zurück erhalten, jedoch war die Zollgebühr und eine Extra-Einreisegebühr ganz unerhört hoch. Was half's? So war es mittlerweile Nachmittag geworden, als ich endlich nach Adrianopel weiterfahren konnte. Der Hunger trieb mich zur Eile an, machte aber den Weg doppelt schwer. Endlich, endlich kam ich aus der Steppe ins fruchtbare Marizatal. Dichte Baumgruppen und einzelne Gehöfte verdeckten den Ausblick auf die Stadt. So war ich denn sehr überrascht, als ich plötzlich inmitten eines Stadtviertels einherradelte, das vollständig unbewohnt war. Gute und zum Teil auch halbzerfallene Häuser standen leer, und nirgends war eine Menschenseele. Jedenfalls gab's hier keinen Wohnungsmangel! Die Ursache konnte ich vorläufig nicht ergründen. Bei einer Biegung kam ich über die Marizabrücke, und wie aus Tausendundeine Nacht grüßte mich von der Stadtmitte und -höhe die herrliche Moschee. Aber weiter kam ich vorläufig nicht. Das polizeiliche Brückenkommando nahm mir den Paß ab und hieß mich warten, bis der Kapitän käme! Die Geschichte war doch zu nett — aber nicht mehr neu. Ich kümmerte mich nicht um das Polizeikommando, sondern fiel zunächst in eine Gastwirtschaft ein und verlangte „jekmek!“ (Essen!). Das körperliche Gleichgewicht war bald wieder hergestellt. Der Kapitän war aber noch nicht gekommen. Schön! Ich ließ mir einen Zettel geben vom Wachthabenden, ließ

den Paß dort und radelte zum Polizeihauptquartier (Departement). Vorher wechselte ich unterwegs bei einem spanisch-jüdischen Wechsler mein restliches bulgarisches Geld um und bat ihn, als Dolmetscher mitzukommen. Das tat der Gute. Das Endergebnis waren neue Unkosten und Unannehmlichkeiten, ehe ich schließlich am Spätabend nach langem Hin und Her von einem Beamten zum andern einen Extraaufenthaltspass für die Reise von Edirne nach Stambul bekam. Wieder war ich hungrig geworden, und es war dunkel, als ich, mit Vorrat versehen und gut gesättigt, mit der elektrischen Beleuchtung durch Adrianopel fuhr, um es sofort zu verlassen und in der Nacht so weit wie möglich zu fahren — obgleich man mir den Weg bis nach Lüle Burgas als sehr schlecht schilderte. Aber ich kam nicht weit. Erst fuhr ich falsch und mußte kehrtmachen, und als ich über die Brücke eines Marişa-Nebenarmes fuhr, rief mich jemand auf gut Deutsch an: „Hallo, wohin wollen Sie denn noch — heute nacht?!“ Ich stoppte, begrüßte den Landsmann, und nach kurzem Zwiegespräch nahm ich dessen Einladung an. Er war ein deutscher Gärtner, der in der städtischen Großgemüse- und Gartenwirtschaft angestellt war und über reichlich Platz für eine Herberge verfügte.

Mein Gastgeber, der als Wandervogel hierhergewandert war und nun den Park- und Gemüseobergärtner eines schwerreichen Türken machte, gab mir bereitwilligst Auskunft über das viele Neue, was mich umgab. Auch in dieser Gegend der Stadt war ein unbewohntes Viertel. Ich erfuhr nun, daß es Armenier- und Griechenviertel gewesen waren. Vertrieben, geflüchtet und — hingemordet, was nicht hatte entkommen können. So gern ich noch einige Tage in Adrianopel hätte verweilen mögen, so lockte doch die Nähe Konstantinopels zu sehr.

Eine Wanderung durch den großen Bazar und ein Rundgang um die große Moschee, dann hieß es wieder: Aufgefessen!

Nachten schon die großen Strecken unbewohnten und unbebauten Steppenlandes einen trostlosen Eindruck auf mich, so vermehrte sich dieser noch viel mehr auf der Strecke Adrianopel (türkisch Edirne) — Lüle Burgas. Ich muß allerdings einschalten, daß ich die Hauptstraße verlassen hatte und einem Seitenwege folgte. Die wenigen armseligen Dörfer sahen mit ihren Erdhütten gar erbärmlich aus. Mitunter glaubte man, die Hütten eines Negerstammes im innersten Afrika vor sich zu sehen. Die Bewohner — darunter viele Zigeuner — in dürftige Lumpen gehüllt, schienen ihr Leben eigentlich nur zu fristen, weil der Hunger sie dazu zwang.

Als ich durch Bulgarien fuhr, sah ich auf den weiten Feldern und riesigen Weinbergen immer arbeitende Menschen und traf im Dorf fast nur alte Leute und Kinder an. In der Türkei dagegen fand ich im Schatten des Haus-



Die Galatabrücke – Blick auf Galata



Hafenseite Galatas am „Goldenen Horn“ – Blick auf Stambul



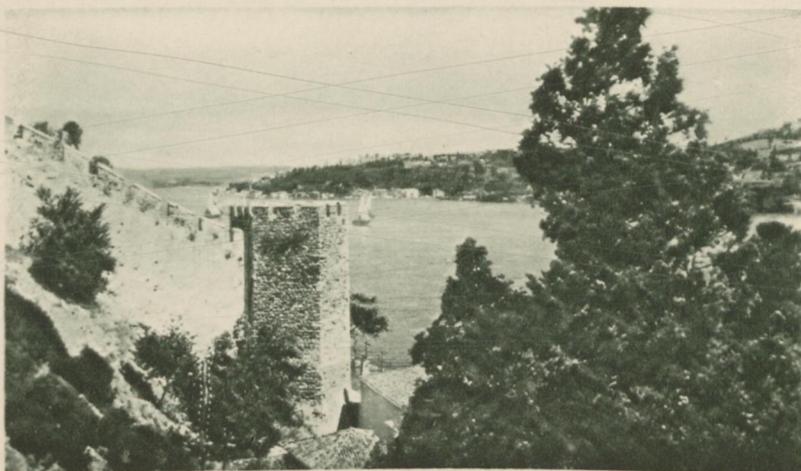
Blick auf Konstantinopel (Istanbul) vom Bosphorus aus



Konstantinopel (Istanbul) – Blick auf den Serail von Pera aus



Stambul – Moschee des Sultan Ahmed



Szenerie am Bosphorus

vordaches stets die ganze Familie sitzen. Die Felder lagen kahl, nur hin und wieder weidete ein Hirte eine kleine Herde, und ganz selten — ich entsinne mich nur zweier Fälle — sah ich Pflüger draußen ackern. Ich kann deshalb begreifen, wie sehr der fleißige und strebsame Bulgare den Türken, den er bis vor wenigen Jahrzehnten als Herren über sich sah, hassen mußte. Der Türke verkaufte und verkauft noch heute kein Land, kein Eigentum, sondern verpachtet für schweres Geld den Acker, um sich selber geruhsam den siebenten Himmel schon hier auf Erden zu verschaffen. Aus diesem Grunde ist auch jedes Siedlungsunternehmen in der Türkei aussichtslos. Dabei war hier das Land von außerordentlicher Fruchtbarkeit. Es fehlte nur an einer richtigen Bewässerungsanlage. Weil aber niemand Lust hatte, diese zu schaffen, arbeitete nun der türkische Landmann nicht mehr, als er für sich und seine Familie unbedingt brauchte — und das war beinahe nichts. Infolgedessen ist die Türkei — zumindest die Stadtbevölkerung — gezwungen, von übererzeugenden Ländern wie Bulgarien und Rumänien Lebensmittel zu kaufen.

Als ich mich Lüle Burgas näherte, nachdem ich viele Kilometer weit auf sandigen Wegen nicht fahren können, mühte ich mich vergebens ab, irgendwo Spuren der großen Kämpfe im Balkankriege zu entdecken. Nur einige spärliche Ruinen in Lüle Burgas selbst gaben Kunde von der Vergangenheit.

Der Ort ist nicht allzu groß. Er hat eine kleine Garnison und liegt in einem von halbvertrockneten Bächen durchzogenen Tal.

Die ganze Strecke von Adrianopel her war bis jetzt eine ermüdende Berg- und Talfahrt gewesen, da ich zahllose nach Süden strömende Bäche — genau genommen vielmehr die Trockenbetten von in der Regenzeit fließenden Bächen — überqueren mußte. — Da meine Geldmittel durch die Zollabzapsung, Paßgebühren usw. inzwischen sehr knapp geworden waren und man für Übernachtung in Lüle Burgas unverschämte Preise forderte, ging ich mit dem Gedanken an, noch in der Abenddämmerung eine Stunde weit zu fahren und dann irgendwo im Freien — wie schon so oft — zu lagern. Doch es kam diesmal wieder anders.

Ich hatte gerade zu Abend gegessen und mich darüber geärgert, daß ich mit den Preisen hereingefallen war. Die Ursache dafür war folgende: Das türkische Speisehaus (Lokanda) hatte nämlich eine den Gästen sichtbare Küche (wie überall in der Türkei und auf dem Balkan). Auf einem breiten, großen Kof stand ein halbes Duzend oder noch mehr Zinkschüsseln mit den fertig gekochten und stets heißen Speisen. Da gab's denn Fleischbrühe mit Reis, Rind-, Hammel-, Kalb-, Lamm- und Ziegenfleischspeisen, meist klein geschnitten und mit Paprika, Tomaten, Kartoffeln, Kürbis usw., gewürzt und gemischt, ferner Fleischstücke am Spieß gebraten und gekochte und geschmorte Stückchen, Koteletts aller Art, dann Gänse, Puten und Hühner, ebenso aber auch Einzelgemüse wie Spinat,

Artischocken, Bohnen, Reis, Salat usw., kurz, es herrschte kein Mangel in der Auswahl. Infolge meines Bärenhungers fragte ich nur kurz, auf die verschiedenen Speisen hinweisend, und verhörte mich dabei, und zwar gründlich. Doch genug, ich hatte zwar gut gegessen, aber schauerhaft tener. So war nun mein Entschluß, draußen im Freien zu übernachten, schon ein Notwendigkeitsbeschuß geworden. Als ich nun den Raddynamo für das Licht einschaltete und trotz der Versicherungen des freundlichen Wirtes, daß der Weg nach Chorlu sehr schlecht sei, fahren wollte, kam ein Soldat auf mich zu, der in der Nähe meines Tisches bei einem Mokka gesessen hatte, und redete mich auf Deutsch an: „Nicht gutt fahren bei Nacht, serr schlecht Weg nach Chorlu. Ich wissen, Sie nicht viel Geld! Sie mitkommen nach junge Soldatenhaus, genug Bett! Da schlafen — morgen fahren!“

Das Angebot kam mir wirklich überraschend, doch wahrhaftig, zehn Minuten später brachte mich der Soldat nach einem größeren Gebäude, in dem zahlreiche Reservisten und Rekruten untergebracht waren. Man begrüßte mich durchaus freundlich, und jetzt erst konnte ich feststellen, daß mein deutschsprechender Führer ein Unteroffizier war. Er bot mir eine Pritsche mit Strohsack und Wolldecken als Bett an, und ich muß sagen, daß ich in dieser Nacht vortrefflich schlief. Vor dem Zubettgehen aber lud mich noch der Unteroffizier zu einer Tasse Mokka oder „Kaweh“ (Kaffee) ein. Dieser Kaffee, den ich seitdem noch oft getrunken habe, war sehr stark und wurde aus Puppentassen getrunken. Er war meist überfüßt und bestand nur zu zwei Dritteln aus Flüssigkeit, während den Rest der Kaffeesaß ausmachte.

Im Verlauf der Unterhaltung mit dem freundlichen Unteroffizier stellte es sich heraus, daß er während des Krieges Bursche bei einem deutschen Fliegeroffizier auf Gallipoli und den anderen Kriegsschauplätzen gewesen war. „Serr gutt gewesen, deutsche Dffizier, ich nicht konnte ihm danken für Gutes. Viele Soldaten nicht verstehen, was das ist, Kamerad!“, so sagte er, und es ging aus seinen Worten deutlich hervor, daß er den Begriff von Kameradschaft und Selbstlosigkeit erst während des Krieges von den Deutschen kennengelernt hatte. Ich versuchte, ihm klarzumachen, daß diese Denkart: Gutes tun, ohne Gegendienst zu erwarten — der Grundstein aller Religionen sei, und daß das Gute in anderer Form wieder an einem vergolten würde. Ich war erfreut, als er in seinem mangelhaften Deutsch mir dieses klar bestätigte, allerdings mit dem Zusatz: „— — — aber dies nicht verstehen die Menschen — zu schwer! — Immer nur ich. Nur ich — alles haben — und nachher doch nichts haben!“ —

Der Weg nach Chorlu war in der Tat sehr schlecht, meist so sandig, daß ich nicht fahren konnte, dazu ging's immerzu bergauf und bergab. Nirgends fand ich auf diesem geschichtlich durch die bulgarisch-türkischen Kämpfe so be-

rühmten Boden auch nur ein einziges Erinnerungszeichen oder Denkmal. Es gab nichts als Sonne, Steppe, Sand und Staub. Weit und breit weder Busch noch Baum. Die wenigen vertrockneten, harten Steppengrasbüschel gewährten nicht einmal einer Schaafherde genügend Weide. In den Taleinschnitten führte der Weg an zerfallenen Brücken und leeren Bachbetten vorbei. Die ganze Gegend machte einen geisterhaft toten Eindruck.

In Chorlu kreuzte ich die Eisenbahn. Das Dorf selbst lag abseits von der Haltestelle, in deren Nähe dagegen erhoben sich neue, große Kasernen und machten den Platz zum militärisch bedeutenden Punkte. Bei der Weiterfahrt hinter Chorlu erschwerte mir ein starker Gegenwind vom Marmarameer her das Vorwärtkommen ungemein. Er verjagte dafür aber wenigstens die zahllosen lästigen Fliegen und Schwärme von fliegenden Ameisen, die mich vorher nicht wenig gepeinigt hatten.

Ich war am vergangenen Tag ein tüchtiges Stück vorwärtsgekommen und rechnete bestimmt darauf, noch heute vor Anbruch der Nacht den Ort Silivri am Marmarameer zu erreichen, aber es wurde nichts daraus. Zwar konnte ich von verschiedenen Hügelhöhen aus am Spätnachmittag das Meer erblicken, jedoch die Nacht kam schneller, als ich es wünschte. Dazu reckten sich die Hügel immer höher und wuchsen in der Küstennähe zu Bergen an. Unter dem Einfluß des Meeres und der damit verbundenen größeren Feuchtigkeit der Luft veränderte sich die Gegend wesentlich. Hier und da standen in den fruchtbaren Tälern Buschgruppen, die Weiden wurden grasreicher, und Einzelgehöfte, umgeben von Pflanzungen und Weinbergen, gaben der Gegend wieder einigen Reiz. Trotzdem fehlten auch nicht zahlreiche Stellen, besonders auf den Höhen, die einen wüstenartigen Charakter aufwiesen.

Als Silivri sich bei Sonnenuntergang noch immer nicht sehen ließ, ich den Ort aber ganz nahe vermutete, stellte ich den Dynamo an und fuhr weiter. Die Lampe leuchtete gut, so gut sogar, daß ich zur rechten Zeit ein Weghindernis entdeckte. Vor mir durchquerte den Weg ein versumpfter, breiter Bach. Nirgends sah ich einen Steg oder die Reste einer Brücke. Während ich noch umhersuchte, hörte ich Stimmen und Hufgetrappel. Auf der anderen Seite des sumpfigen Baches tauchten aus dem Dunkel zwei Reiter auf Eseln auf. Sie ritten nach der sandigen Stelle hin, wo auch die meisten Wagen Spuren im Bach verliefen, und trieben dann ihre Grauchen durch das Wasser. Ich grüßte auf türkisch, erhielt aber keinen Gegengruß. Nur einen verwunderten Blick schenkten die beiden Reiter mir sonderbarem Giau, dann verschwanden sie in der Nacht. Ich hatte aber wenigstens beobachten können, daß der Bach nur knietief war. Hindurch mußte ich, und so kam ich denn noch zu einem nächtlichen Fuß- und

Wadenbade. Mein Stahlroß mußte ich mit dem Gepäck auf den Schultern tragen. Jenseits des Baches verschlechterte sich der Weg wieder sehr. Ich wurde infolge der gehaltenen Anstrengungen müde, und als ich von einer großen Steigung aus nirgends die Lichter des gesuchten Hafenortes Silivri sah, entschloß ich mich, gleich hier auf der äußerst wüsten Hochfläche zu nächtigen. Ich bog vom Weg einige hundert Schritt seitwärts ab und schlug mein Nachtlager auf. Der Mond leuchtete mir zu meinen Hantierungen. Der Wind hatte sich gelegt, und die Luft war mild. Moskitos und andere Plagegeister gab es hier nicht. Aus meiner Segeltuchhängematte, einem argentinischen Poncho, einem Heidschnuckenfell, den Samaschen und zwei Wolldecken und schließlich noch der mehrfach zusammengelegten Zeltplane baute ich mir ein wirklich molliges Bett, das ich durch den darübergelegten Gummimantel noch vor Tau und Regen schützte. Zwar lag ich nicht besonders weich, aber doch warm, und — du lieber Himmel — ich hatte schon oft härter gelegen. Jedenfalls war mein heutiges Nachtlager billig! Mein Rad hatte ich an mein Kopfende gelegt und meine Schußwaffe neben das Kopfkissen (nämlich die Samaschen). Im übrigen überließ ich es den Sternen, besonders meinem Freund, dem Orion, Nachtwache für mich zu halten.

Der frühe Morgen in der Steppe brachte mir gleich eine Arbeit. Panne am Hinterrade! Ein Flicker hatte sich gelöst. Es war nicht schlimm, aber immerhin ein Aufenthalt und ein verdrießlicher Anfang für den neuen Tag, der mir noch einen ganzen Sack voll Argernisse bescheren sollte. Als ich nämlich glücklich Silivri nach noch 12 Kilometer Fahrt erreichte und mich über die schöne Lage des Städtchens gefreut hatte und eine genaue Besichtigung mir vornahm — aber erst in einem Speisehaus einkehrte — kam der Anfang aller Argernisse in Gestalt eines Polizeibeamten, der mir meinen Paß abforderte. Ich ließ mich beim Essen nicht stören, bekam zunächst den Paß wieder, um ihn einige Minuten später einem höheren Polizeibeamten auszuhändigen. Der fing an, auf mich in fast preußischem Unteroffizierston einzureden und machte ein böses Gesicht dazu. „Wie gut,“ dachte ich, „daß ich nicht türkisch verstehe, sonst müßte ich mich jedenfalls wieder ärgern.“ Ich zuckte mit den Achseln und aß weiter. Was tat der gute Mann? Er behielt den Paß und ging fort. Mir blieb vor Schreck ein Stück Tomate im Halse stecken! „Da soll doch gleich dieser und jener dazwischenfahren! — — Aber hm, Peregrinus, wozu die Aufregung? Du bist im Orient. — — Immer mit der Ruhe — wie man zu sagen pflegt.“ — Ich aß erst mal zu Ende, zahlte und fragte mich nach der Polizei bzw. nach der Bürgermeisterei durch. Dann holte ich mir einen spanischen Juden als Dolmetscher und ging zum Dorfkönig, zum „Mudir“. Da erfuhr ich dann allerhand nette Sachen! Auf meinem Adrianopler Sonderpaß stand auf türkisch — was ich natürlich nicht lesen konnte —, daß ich mit dem Rade bis

Chorlu und von dort aus mit der Bahn nach Stambul fahren wollte. „Setzt“, so sagte der Mudir, „müssen Sie nach Chorlu zurück und von dort aus mit der Bahn nach Stambul — auf dem Landwege dürfen Sie nicht weiter.“ — Zunächst beklagte ich mich darüber, daß ein den Paß ausstellender Beamter in einer mir fremden Sprache und Schrift einen Reiseplan hineinschreibt, von dem ich nichts weiß, und der mir gar nicht gefällt. Der Mudir zuckte mit den Schultern, machte einige schnalzende Laute mit der Zunge und schüttelte den Kopf — d. h. nein, er schüttelte nicht, sondern er nickte mit dem Kopf — so von unten nach oben — und — das bedeutete eine Verneinung. „Ja, was wollen Sie denn überhaupt hier in der Türkei?“ fragte er geistreich durch den Dolmetscher. Ich machte ihm meine Wünsche klar. — „Alles ganz schön und gut, aber Sie müssen nach Chorlu zurück, da steht's auf Ihrem Paß aus Edirne — Sie fahren von Chorlu aus mit der Eisenbahn nach Stambul, so steht's geschrieben!“ Er zeigte triumphierend auf den Sonderpaß — ganz Beamter — musterhaft — wie in Preußen. „Ja, lieber Golz-Pascha, du hast ganze Arbeit in der Türkei gemacht!“ — „Ja, mein sehr ehrenwerter Mudir“, und ich verschwendete die schönsten spanischen Höflichkeitsphrasen, „gibt's denn keine andere Möglichkeit, nach Stambul zu kommen? Den Sehweg nach Chorlu fahre ich nicht zurück — mein Rad ist nicht in Ordnung“ — schwindelte ich, „und außerdem habe ich kein Geld mehr! Die freundliche Zollbehörde hat mir sozusagen alles abgenommen, es langt nicht mehr zur Bahnfahrt!“ — Schulterzucken, Zungenschnalzen, Kopfnicken und der Sonderpaß, den mir der Mudir unter die Nase hielt, das war die Antwort. — Da mischte sich der Dolmetscher ein und berichtete, daß ich ja mit dem Motorboot nach Stambul fahren könnte! — Der Rat war gut — ein Hoffnungsanker. Der Mudir fauchte den Spanier dafür an. Dann erklärte er: „Ja, es sind schon mal vor kurzem drei deutsche Studenten mit dem Motorrade hierher falsch gefahren und mit dem Motorboot nach Stambul weitergereist, jedoch muß ich erst an den Kommandanten von Tschataldscha (Cataldza) telephonieren, ob Sie weiterfahren können oder das Boot benutzen dürfen, sonst müssen Sie zurück nach Chorlu! — Die Antwort dauert etwa bis 3 Uhr — vielleicht auch länger!“ — Sehr schön! — Der Paß blieb beim Mudir. — Geduld! Inzwischen sah ich mir das Städtchen an. Es war wenig Bemerkenswertes zu finden außer einigen zerstörten, älteren Steingebäuden, die wohl auch eine ehemalige Befestigung gebildet hatten und nun in den letzten Kriegen restlos zertrümmert worden waren. Ich kletterte auf die Steinmole, und da das Wasser nicht allzu kalt schien, kristallklar war und die Sonne eine prachtvolle Hitze entwickelte, zog ich mich auf einem Molensteinklotz aus und nahm ein Bad im Marmarameer. Es war herrlich! Ein leidlicher Wellenschlag und nicht allzuviel Pflanzen auf dem kiesigen Grund. —

Um 3 Uhr machte der Mudir ein Schläfchen. — Das Motorboot sollte schon um 4 Uhr abfahren. Ein stellvertretender Beamter erklärte, daß die telephonische Antwort noch nicht da wäre. Wenn aber das Boot gleich führe, solle ich nur mitfahren, sonst käme ich nicht fort von Siliori. Diese gute und vernünftige Auskunft gab er mir, weil er spanisch sprach und sich daher ohne Dolmetscher mit mir unterhalten konnte und Gewißheit bekam, daß ich nicht der Schataldscha-Befestigungslinie wegen hier entlanggefahren sei! Also — die Angst vor Spionage war des Pudels Kern! — Aber das Boot fuhr weder um 4, noch um 5 Uhr. Es wurde 6 Uhr, und schließlich kamen wir um 6 $\frac{1}{2}$ Uhr endlich von dem Landungsteg los. Gottlob! Jeden Augenblick fürchtete ich, zurückgeholt zu werden. Wie froh war ich, als in der Abenddämmerung Siliori verschwand und das Boot leicht schaukelnd an der Küste entlang Stambul zu steuerte. — Als ich nun die Gewißheit hatte, daß ich bestimmt nach Stambul käme, gab ich mich dem Reize dieser nächtlichen Segel- und Motorbootfahrt reflexlos hin. — Es war ziemlich windig. Mein Regenmantel schützte bald nicht mehr genug, ich mußte mir eine Zeltplane zum Einhüllen abschnallen. — Es waren zwanzig Personen an Bord, darunter fünf Frauen und zwei junge Mädchen, allerdings auch bemalt und eine mit einem Babikopf. Eine der Frauen, ganz türkisch, eingehüllt — aber ohne Schleier, hatte regelmäßige, angenehme, orientalische Gesichtszüge, feingeschwungene, schwarze Augenbrauen, mandelförmige, große, nachtschwarze Augen und zu dem rundlichen Gesicht mit den nicht übervollen, leicht geschürzten Lippen eine nur wenig gekrümmte, schöne Nase. Sie wußte bestimmt nicht, daß sie, beschienen vom Lichte der mittschiffs für die Passagiere angebrachten kleinen Lampe, deren Licht den Kopf aus der dunklen Umhüllung des Körpers stark herans hob, sehr schön war. Der Sternenhimmel als Hintergrund, dazu das bewegte Meer und die stundenlange, unbeweglich gleiche Haltung hätten jedem Künstler der Palette Ursache gegeben, ein wundervolles Gemälde zu schaffen. —

Es war die Frau des „Kapitäns“ und Eigentümers des Schiffes. Der Mann war ebenfalls eine schöne, kraftvolle Erscheinung — aber kein Türke — sondern ein Grieche. — Das Boot hatte in der Hauptsache Weintrauben, in mächtigen Körben verpackt, geladen. Aber die Ladung waren Bretter gelegt und ein Perfenning (Segeltuch) ausgebreitet. Darauf hatten sich, teils an der Bordwand — teils in der Mitte, die Passagiere niedergesetzt oder gelegt. Anfangs blieb ich auf der einen Bordseite, bis das ausgespannte Großsegel mir die Aussicht zu den Küstenseuern nahm und der Wind zu kalt wurde. So legte ich mich denn mittschiffs auf das Segeltuch, wickelte mich in meine Zeltplane und schaute in den durch die Schiffsbewegungen hin und her schwankenden, klaren Sternenhimmel oder auf das geblähte Segel. Wir hatten oft so guten Wind,

daß der Motor abgestellt wurde. Das war dann ein ganz herrliches Fahren, so schön leicht und angenehm, daß ich darüber fest einschlief, bis ich nach längerer Zeit vor Kälte wach wurde. Es war inzwischen 12 Uhr nachts durch, und wir näherten uns der Einfahrt zum Bosphorus. Aber erst nach 1 Uhr bogen wir, an zahllosen Lichtern, mehreren Leuchtschiffen vorbei, ins Goldene Horn ein. In dichtem Wassernebel, der kein Ufer erkennen ließ, unter der großen Galatabrücke hindurch — zwischen festgetäuten kleinen Segelschiffen, suchten wir einen Platz zum Festmachen. — Während einige Passagiere noch während der Nacht das Boot verließen, blieben die meisten liegen, um den Morgen abzuwarten. Erst jetzt bereitete ich aus meinen sämtlichen Decken ein Bett und legte mich nieder. Die anderen Passagiere hatten sich schon lange zum Schlafen ausgestreckt oder zusammengekrümmt, und von dem bemalten Bubikopf sowie der schönen Kapitänsfrau war nicht mehr zu sehen als eine formlose Deckenmasse, aus der hier und da schnarchende Laute hervorquollen. Rund um dieses originelle Nachtlager lag Segelboot an Segelboot, und am Strande erkannte ich die Umrisse mehrstöckiger Stein- und Holzhäuser. Alles in dichten Nebel gehüllt. — Das war meine Ankunft in Konstantinopel!

Byzanz

Fröstelnd wachte ich von lautem Stimmengewirr und den heulenden Tönen von Dampf sirenen auf. Es war Tag. — Die Passagiere machten Toilette. Die schöne Frau zupfte an ihrer Frisur und wusch sich die Mandelaugen. Der Bubikopf musterte im Handspiegel das verschlafene Gesicht und prüfte mit Stift und Wischlappen die Bemalung. — Ich wusch mich auf argentinische Campart, indem ich aus meiner Wasserflasche den Mund voll Wasser nahm und in die Hände einen feinen Wasserstrahl spritzte. Das geht tadellos! Besonders wenn man Seife hat, was ich bei den übrigen Passagieren nicht feststellte. Wer nicht glaubt, daß diese Waschart praktisch ist, versuche sie. —

Dem Kapitän schuldete ich die Überfahrt. Ich ließ ihm meinen Photokasten als Sicherheit da und begab mich zunächst zur Hauptpost. Eine neue Überraschung. Post war da und reichlich, aber die Auslieferung von „poste restante“-Briefen und Sendungen kostete eine Gebühr extra. Diese Spitzbuben! Wo bleibt da die internationale Postregelung? Der Beamte verstand sich nicht dazu, mir einzelne von den vielen eingelaufenen Sachen herauszugeben. Ich sollte alles bezahlen oder bekäme nichts — und damit basta! Nun langte mein Geld wieder nicht, denn ich hatte vorher ein Glas Milch getrunken. Himmelherrgottsaframent noch einmal. — Ich schluckte den Ärger hinunter und ging. Zuerst

aber nun das Rad unterbringen! Der Gärtner in Adrianopel hatte mir ein preiswertes türkisches Hotel in Galata bezeichnet. Also zunächst dorthin, dann zum Konsulat. Auf der Galatabrücke wurde ich angehalten. Zahlen! Ich lachte und zahlte! Spaß, bei den letzten Groschen! Man brauchte nicht so lange suchen. — Das Hotel erwichte ich nach einigem Hin- und Herfragen. Auch hier wieder: „Erst zahlen, bitte!“

„Nee, mein Lieber, zahlen is nich'! Hier ist das Rad! Erst Konsul, dann Bank und dann zahlen, verstanden?“ — Dieser seltene Türke verstand. Das Wort „Bank“ zog! — Es war ein langer Weg bis zum Konsulat. Nachdem ich dort mein Herz erst mal erleichtert hatte, schritt ich zum Pumpversuch, um wenigstens meine Post auslösen zu können. Der Konsul ließ sich erweichen. Nun trat ich den Rückweg an. Die Bank ließ mich noch kalt, solange ich nicht die Post in meinen Händen hatte. Mit grinsendem Behagen strich ich meine Post ein und der Beamte das schöne Geld — Konsulatsgeld! Dann endlich stürmte ich die Bank, holte mir genügend Kleingeld, pilgerte zurück zum Hafen, fand glücklich den Schiffer wieder, zahlte, nahm meinen Apparat in Empfang, drückte dem Leichtmatrosen einige Piaster in die braune Leerspote — und kam auf der Galatabrücke im Sonnenschein endlich zur Besinnung, daß ich mich in Konstantinopel, am Ende Europas, befand. — So blieb ich lange Zeit auf der Brücke stehen und schaute — schaute, sah nicht hier- oder dorthin, nein, ich versuchte, alles auf einmal einzufangen, das Gesamtbild zu erfassen. 2500 Kilometer lagen seit der Abfahrt hinter mir! Ich verspürte nichts davon. — Jedenfalls erfaßte mich eine gewisse Genugtuung, daß ich's nun endlich bis hierher geschafft hatte.

So träumte ich ein wenig und dachte schon wieder, mich nach der asiatischen Seite wendend, an das, was noch vor mir lag. Aber da wurde mir, ich weiß nicht wie, und knurrend meldete sich der Magen: „Bist du denn ganz des Teufels, wie lange soll das Fasten dauern?“, und er setzte wimmernd hinzu: „Nur ein einziges Glas Milch!“ — Wahrhaftig! 4 Uhr schon und noch nichts gegessen. — In einem Lokal am Hafen wurde der Hunger sehr schnell gestillt. Dann ging ich ins Hotel zurück. —

Konstantinopel! Das ist nicht mehr der Name einer Stadt — das ist schon mehr ein Begriff. Denn die alte Kaiserstadt des oströmischen Reiches, das alte Byzanz, das ist Stambul, der Stadtteil südlich vom „Goldenen Horn“, rings umgeben von zum Teil noch heute erhaltenen gewaltigen, alten Festungsmauern aus grauer Vergangenheit. Das ist das Typische für Stambul, daß man neben modernen Bauten, in der Nähe sauberer — wirklich sauberer Plätze und kleinerer Parkanlagen — plötzlich Trümmer, Schutthaufen, Stücke alter, uralter Befestigungen oder Gebäude finden kann. Wollte eine fortschrittliche

Stadtverwaltung — vorausgesetzt, daß sie die nötigen Mittel dazu hätte — gründlich mit allem aufräumen, sie müßte unbedingt einen Mittelweg einschlagen, zwar Sauberkeit schaffen, aber die Reste der Geschichtszeugen inmitten Autoverkehrsstraßen unangetastet lassen, sonst würde Stambul nichts anderes mehr sein als eine Weltstadt — nüchtern, alltäglich, eine Handelsstadt. Das englische „Time is money“ verändert sich hier in ein orientalisches Kaufmannswort: „Betrüge — soviel du kannst — und tue so wenig wie du magst!“ Wie schön muß Stambul gewesen sein — als es noch — türkisch war! Ganz recht — türkisch! Heute ist es nicht mehr türkisch — sondern „jungtürkisch“, und das ist ein gewaltiger Unterschied. Fort ist der Fez, die weite, türkische Tracht, fort ist alles, was farbenprächtig zum blauen Himmel, zum wechselnd blau-silbern und grün schillernden Bosphorus und dem „Goldenen Horn“ paßte. Fort der Moslem, der in seiner Tracht die bunten Moscheen aufsuchte und auf den heiligen, farbenprächtigen Teppichen seine Gebete verrichtete. Sehr schlecht paßt der westeuropäisch gekleidete Türke zu der ornamentreichen, oft kühn bizarren und doch immer wieder harmonisch ausklingenden Architektur. Das ist ewig schade! Wirklich, Adrianopel war da noch die einzige türkische Stadt auf dem Balkan. — Stambul ist internationale Weltstadt, das Tor nach Asien, das Ende Europas mit dem einheitlich, nüchtern und westeuropäisch gekleideten buntestem Völkergemisch! Aber von dieser Buntheit ist äußerlich nichts zu erkennen, wenigstens nicht für den, der sich mit den verschiedenen Gesichtstypen nicht auskennt. Nur hier und da, in den engsten Straßen und Winkeln der Altstadt in Stambul — in der Nähe der Mauer und am Goldenen Horn — kann man noch Reste jenes bunten, orientalischen Lebens finden. Dann ist noch der Bazar ein Überbleibsel der vergangenen Zeit! Er wirkt auch heute noch mit seiner verwirrenden Fülle. Er ist eine Art Jahrmarkt mit seinem Durcheinander, seinem Stimmungswirrwahl, das entschieden noch viel wirkungsvoller gewesen sein muß, als man eben noch äußerlich Orientale war. Ich kann mir nicht helfen, ich finde nun einmal, daß die Nargileh (Wasserpfeife) schlecht zum Türken im Sakkoanzug paßt. Will man schon westeuropäisch werden, dann soll man auch auf dies Instrument verzichten oder es modernisieren — vielleicht in expressionistischer Art!? Der einzige sich selbst getreuen Gebliebene ist der türkische Lastträger. Er sieht noch immer so malerisch zerlumpt — echt orientalisches Aussehen, wie man ihn von früheren Beschreibungen her kennt. Diesen Typus hat die neue Zeit doch noch nicht verdrängen können. Durch stille Gassen und durch verkehrsreiche Straßen trägt er ganz unglaubliche Lasten oft stundenweit, und ist doch schneller und billiger als die modernste Gepäckbeförderung mit ihrer bürokratischen Umständlichkeit von Schriftausfertigung, behördlicher Abstempelung usw. Und, nicht zu vergessen, noch einer

ist trachtentren geblieben. Es ist der türkische Geistliche, der Muezzin. In seinem weiten, mantelartigen Kleide und der einem Turban ähnlichen Kopfbedeckung wirkt er im Stadtbild wie ein Symbol. — Die Türkei ist tot — ist europäisch geworden — aber der Moslem bleibt!! — — Man kann eigentlich nur noch mit Sicherheit in den vorübereilenden Passanten oder den fast teilnahmslos sitzenden Kaufleuten den Türken, den Moslem, erkennen, wenn sie den islamitischen Rosenkranz, die enggegliederte Kette aus Bernstein oder anderer Masse in den Händen murmelnd oder summend drehen. Die moderne Türkin trägt natürlich keinerlei Attribute des Islam. Würde auch schlecht zum Bubi-Kopf, Schminktopf und Puderquaste passen. Außer diesen ganz modernen Damen aller Schichten gibt es noch eine andere Art, die halborientalisch gekleidet ist und unverschleiert geht. Wenngleich auch unter ihr die Schönheiten genau so selten sind wie anderswo, so fallen diese Mädchen und Frauen doch durch sehr sitzames und feines Benehmen auf. Sie sehen einfach niemand auf der Straße an und gehen ihren Weg genau so still wie die ganz verschleierte, die aber in ihrer schwarzen Verhüllung nicht schön wirken.

Der „Orient“ in Stambul ist also nur noch an den Gebäuden, vornehmlich an den Moscheen, zu erkennen. Das hört aber in Galata, der Hafenstadt am andern Ufer des Goldenen Horn, schon ziemlich auf und verschwindet ganz in der völlig modern ausgebauten, jüngsten, auf Hügelhöhe gelegenen Vorstadt Pera. Wären nicht die arabischen Schriftzeichen — niemand würde in der Hauptstraße Peras glauben, in der äußersten Ecke Europas — an der Grenze Asiens — in der Türkei zu sein. Hier tauchen auch wieder Musikhallen, Theater, Varietés, Kinos und Konzerthäuser auf mit dem dazugehörigen feinen und unfeinen Großstadtpublikum. Hier ist das Nachtleben im vollen Gange, während in Stambuls Straßen schon alles schläft und der Wachtmann mit seinem Kollegen die Signalfiffie wechselt. Stambul, Galata und Pera zusammen — das ist Konstantinopel! Und im Herzen dieses weit ausgedehnten Häusermeeres breitet sich der große Hafen, das „Goldene Horn“. —

Wenn ich ganz ehrlich sein soll, so muß ich gestehen, daß ich durch die gelesenen Schilderungen vieler Reisender und Schriftsteller auf etwas außergewöhnlich Schönes gefaßt war. Deshalb habe ich doch etwas Enttäuschung erlebt. Mag sein, daß ich durch das viele schon geschaute Schöne unserer Erde etwas anspruchsvoll bin, ich denke da nur an Rio de Janeiro. Genug, ich möchte behaupten, daß hier wieder viel übertrieben worden ist und daß, wenn es nicht dauernd in Hamburg regnen würde, die Alster oder der Kieler Hafen schöner wären. Denn wenngleich ich die Wirkung des Stadtbildes von Stambul mit den herrlichen, das Häusermeer überragenden Moscheen nicht verkleinern will und kann, denn es ist schön, so gehören meines Erachtens zur „schönen Land-

schaft" außer Wasser und einem reizvollen Stadtbild vor allem Höhen und Waldungen. — Die Goldene-Horn-Bucht ist mit ihrem klaren Wasser, das durch den regen Schiffsverkehr abwechslungsreich belebt ist, unzweifelhaft schön, das Stadtbild Stambuls, Galatas und Peras nicht minder, aber das fast gänzliche Fehlen von Bäumen oder gar Waldungen auf den Höhen wirkt peinlich auf den Fremden und sofort ernüchternd. Die paar Bäume auf dem großen, türkischen Friedhof am Endzipfel der Bucht und der kleine Park am Cerail machen dieses Fehlen erst recht fühlbar. Desungeachtet ist aber das Bild als Hafen- oder Weltstadt vortrefflich, denn die Größe der Bucht verhindert, daß alles durch den Rauch der Dampfer verhüllt wird, wodurch die meisten Hafensstädte so unsauber und oft unangenehm wirken. Die starke Winddurchlüftung und der schnelle Lufttrieb der Dunstmassen durch die Hitze geben ein stets klares Bild und damit eben auch ein wirkungsvolles Stadtbild. — Im übrigen ist das „Goldene Horn“ aber keine so feenhafte Bucht, wie man sie vielfach schildert, genau so, wie die „Schönheit des Südlichen Kreuzes“ am südlichen Sternenhimmel eine Übertreibung ist, die an Humberg grenzt. Ich vergesse nie in meinem Leben die gewaltige Ernüchterung, die ich fühlte, als ich dies auf meiner ersten Reise nach Südamerika feststellte. Ich entsinne mich, gelesen zu haben vom orientalischen Straßenschmutz und den häufigen herrenlosen Hunden, die überall mit den vor die Haustür geworfenen Resten aufräumten und des Nachts den einsamen Wanderer anzufallen pflegten. Das mag wohl früher so gewesen sein, und in den türkischen Dörfern fand ich auch etwas Schmutz und Abfälle und sich darum balgende Hunde — und auch Katzen, aber weder in Stambul noch in Galata und schon gar nicht in Pera konnte ich etwas davon entdecken. Hierin ist Konstantinopel wirklich eine leidlich saubere Stadt geworden, ja, in einigen Hauptstraßen sah's genau so rein aus wie zum Beispiel in Berlin. Gewiß, es gibt Nebenstraßen mit einem Pflaster zum Hals- und Beinbrechen und auch mit Schmutzwinkeln, in die man ja nicht hineinzugehen braucht, aber dennoch, Konstantinopel ist eine moderne Stadt; man hat aufgeräumt! — In Stambul lenkte ich natürlich zuerst meine Schritte nach den Sehenswürdigkeiten, vor allem nach dem geschichtlich wichtigsten Gebäude, der Hagia Sophia, dem ältesten Gotteshause der Christenheit. 332 von Justinian zunächst aus Holz errichtet, verbrannte das Gotteshaus fast zweihundert Jahre später bei einem Erdbeben. 532 errichtete es Konstantin neu in seiner heutigen imposanten Gestalt. Im 15. Jahrhundert fiel die Hagia Sophia bei der Eroberung Konstantinopels (Byzanz) durch Sultan Mohammed in türkische Hand. Vergeblich hat die Christenheit versucht, das Gebäude dauernd in ihre Hand zu bekommen. Es ist ihr nicht gelungen. Bemerkenswert ist es, daß die Hagia Sophia — wie man sagt — irrtümlicherweise mit vier Minarets versehen

wurde. Einzig und allein nur die Moschee in Mekka durfte vier Minarets haben. Als nun die Gebetstürme fertig waren, erhob man großes Geschrei in Mekka. Aufgebautes wieder niederzureißen, ging nicht an. So mußte die Mekkamoschee ein fünftes Minarett erbauen, und die Priesterschaft verkündete, daß nunmehr nur Mekka fünf Minarets haben dürfte. So blieb die Hagia Sophia lange die einzige Moschee mit vier Gebetstürmen, während alle andern einen, zwei, drei und auch sechs hatten. Später ist dann noch manche Moschee mit vier Türmen erbaut worden, wie z. B. auch die prachtvolle Moschee in Edirne (Adrianopel). Aber die Hagia Sophia hat immer noch etwas Besonderes für sich. Sie ist zwar im Grundriß mit der ehemaligen Sakristei gen Osten gerichtet, aber natürlich nicht genau nach Mekka! Da der Moslem die Mauer nun nicht gut verschieben konnte, so rückte er wenigstens die heiligen Teppiche gen Mekka, so daß sie in etwas schiefer Richtung zu den Längsmauern liegen. — Der Besuch der Moschee ist jetzt auch Ungläubigen gestattet. Da ich mich beim Eintritt der Schuhe nicht entledigen wollte, erhielt ich ein Paar große Pantoffeln, Größe 50, zum Überziehen, mit denen ich mich nun gemessenen Schritts fortbewegte. Der ehemaligen Sakristei gegenüber saß betend ein Muezzin. Nach und nach kamen weitere Rechtgläubige hinein und grupperten sich um den Priester. Es nahte eine Gebetsstunde. Wiederum störte mich die europäische Tracht der frommen Türken. Ich setzte mich fast in die Mitte des Kuppelraumes auf eine der sich nach der Sakristei zu erhebenden, teppichbedeckten Stufen und betrachtete die wundervolle architektonische Arbeit. Die wenigen Besucher, die leise umhergingen und nur flüsterten, störten kaum die tiefe Stille. So geriet ich leicht ins Träumen — Zeit und Gegenwart wichen. Da erscholl erst leise, dann leicht anschwellend, in klagend klingenden Tönen eine Sure — vom Muezzin gesprochen. In dem weiten Raum verklang sie ohne störendes Echo. Nach einer Weile antwortete singend aus einer Nische ein anderer Gläubiger. Dann wieder erhob der Muezzin seine Stimme. Den nicht sehr melodischen Gebetsgesang trug der Priester mit einem derartigen inneren Ausdruck vor, daß eine gewisse Weihe den Raum erfüllte. Diese klagenden Töne hatten oft einen eigenartigen Tonfall, der für die Nerven aufreizend klang, wenigstens schien es mir so. Die Gebetsübungen, Knien, Verbiegen, die Berührung des Bodens mit der Stirn, die Waschungen usw. betrachtete ich mit begreiflicher Wißbegier und versuchte den symbolischen Sinn zu erfassen. Nach langem Gebet verließen die Muslemein die Moschee. Eine Weile blieb ich noch sitzen. Die Ruhe tat wohl. Und doch hätte ich viel darum gegeben, wenn — erst fein und leise und dann in brausenden Akkorden — die Töne einer herrlichen Orgel zu Gottes Ehre erklingen wären. In der freien Natur brauche ich die Musik nicht. Himmel, Wolken, Berge und Wälder sind

Musik genug — freilich mit anderen Ohren wahrzunehmen, aber in dem geschlossenen Raum — im Gotteshause — ist die Musik für Eingang und Ausgang zum stillen Gebet entschieden das Gegebene. — Der Hagia Sophia gegenüber, gleichsam als Konkurrenz, befindet sich die von Sultan Achmed erbaute sog. „Blaue Moschee“. Den Namen hat sie wegen der mit blauen Fayencen ausgeschmückten Hauptkuppelhalle. Sie ist in rein orientalischem Stil erbaut und in der Tat ein Prachtgegenstück zur Hagia Sophia. Die Moschee besitzt sechs Minarets und ist zum Teil aus Trümmern zerstörter christlicher Gebäude und über den Fundamenten derselben erbaut. Die Eingangstür zeigt besonders im oberen Teil eine ganz eigenartig schöne Architektur. Die einfach gehaltenen äußeren Linien kommen durchaus nicht in Konflikt mit der zerteilten, sozusagen ins Innere führenden, reichen Skulptur. Im Innern sind ganze Wandteilstflächen mit buntesten, kühnsten Arabesken verziert, deren Muster den Teppichen ähneln. Hier natürlich war die Richtung der Moschee vorschriftsmäßig gegen Mekka, die Teppiche lagen also in Harmonie mit der gesamten Linienführung. Unmittelbar bei der Moschee Sultan Achmeds ragt ein merkwürdiger Obelisk mit eingehauenen Keilschriftzeichen als Fremdling empor. Kaiser Theodosius hat ihn heil hierherbringen und aufrichten lassen. Er soll aus einem alten phönizischen Tempel stammen: dem Linon-Tempel. Doch ich lege nicht meine Hand dafür ins Feuer. Wer die Inschrift lesen kann, wird den Ursprung wohl besser erraten können.

Zu Konstantinopel gehört schließlich auch Skutari. Es zu besuchen und bei dieser Gelegenheit zum erstenmal asiatischen Boden zu betreten, war eine Selbstverständlichkeit für mich, ja, gewissermaßen Pflicht. Für etwa 40 Pfg. erstand ich eine Hin- und Rückfahrkarte zweiter Klasse, eine dritte gab's nicht. Sofort nahm ich am Bug Platz — Stehplatz — denn der Dampfer war in der zweiten Klasse überfüllt. Außerordentlich viel Soldaten, wohl Urlauber, hatten die Plätze belegt.

Die Abfahrt von der Galatabrücke (deutsche Konstruktion, Schwimmtankbrücke) gab mir die beste Gelegenheit, mit einem Rundblick die dreigeteilte Stadt Konstantinopel: Byzanz, Pera, Galata zu erfassen. Byzanz war wirklich die „Altstadt“, vor allem die „orientalischste Stadt“. Die ansehnlichen vielstöckigen Häuserblocks Peras auf der Höhe über Galata gaben diesem Stadtteil einen fast nordamerikanischen Anstrich. Merkwürdigerweise störten diese Baulinien keineswegs das Gesamtbild. Die hohen, pfeiler- oder turmartig wirkenden Mietskasernen und Bureauhäuser paßten sich gut der Linienführung der schlanken Minarets an, und die Kuppeln der Moscheen in Galata bildeten gewissermaßen Mittelpunkte. Hier war ungewollt ein wirkungsvolles architektonisches Stadtbild erreicht. —

Die Fahrt über den Bosphorus bis Skutari ging sehr rasch. Stufenförmig ist der mittelgroße Ort auf den Uferhöhen erbaut. Die Hauptmoschee, wo auch die Hauptanlegeplätze der Dampfer sich befinden sowie größere Plätze, gab einen harmonischen Blickmittelpunkt. Die Stadt, mit dem Orte Kadikioj verwachsen, hat zahlreiche Kasernen und ist ein bedeutender Militärplatz.

In sehr schneller Fahrt ging es parallel dem Hafenkai Galatas entlang. Kurz vor Besika, am Eingang des eigentlichen Bosphorus, bog unser Dampfer etwas südwärts schwenkend ab und hielt direkt auf Skutari zu.

Das Innere der Stadt war eine Miniaturausgabe des alten Byzanz mit dem Unterschied, daß die Straßen hügeliger waren. Die Hitze trieb mich bald an die Landungsstellen, wo ich nach vielem Feilschen ein Boot mietete und eine kleine Wasserpartie unternahm. Ich ließ mich so weit hinausrudern, bis sich mir ein prächtiger Rund- und Fernblick bot.

Dort, da zog sich der Bosphorus entlang. Türme alter Befestigungen winkten herüber. Hier grüßte Asien, hier Europa! Das salzige Wasser dazwischen war der Grenzgraben. So manches Blut hat er getrunken! Perser, Mazedonier, Griechen, Römer, Osmanen usw. haben um ihn gestritten und gelitten. Lange hatte hier die Christenheit standgehalten, Kreuzzugsheerscharen überschritten ihn oft. Aber schließlich war kein Halten mehr. Die Meerenge schützte nicht mehr. Byzanz fiel und durch Mazedonien wälzten sich die fanatischen Türkencharen bis vor Wien. Dann aber ebhte die Flut ab. In Jahrhunderten ging es langsam rückwärts. Ein Stein nach dem andern bröckelte vom türkischen Großstaat ab. Doch zäh, unter ungeheuren Blutopfern, klammerte sich der Moslem an Europa fest. Er hat festgebissen, und er hält immer noch fest.

Voller Gedanken der Geschichte, der Gegenwart und der Zukunft saß ich im treibenden Boot und ließ mich dann langsam vom Bootsmann zurückrudern. Das eine war sicher: Konstantinopel war nicht türkisch. Diese Stadt war das Herz des mittelländischen Orients. Die Türkei war in — Kleinasien.

Zu den beliebtesten aller Ausflugsorte der Konstantinopolitaner — etwas langatmig, diese Bezeichnung! — gehören mit die im Marmarameer unweit Stambuls liegenden Prinzeninseln. Dieser Archipel besteht aus vier größeren bewohnten Eilanden und einer Anzahl Felseninseln und Klippen.

Die Dampferfahrt dorthin dauerte etwa eine Stunde. Der erste Haltepunkt an der Proti-Insel bot keine Sehenswürdigkeiten. Dieses Eiland war ohne jeden Baumwuchs und bestand eigentlich nur aus einem einzelnen kugelförmigen, 130 Meter hohen Berg, an dessen Nordostabhang terrassenförmig der kleine Ort gleichen Namens sich hinaufzog. —

Die Insel Antigoni hatte aber schon etwas Wald, und der Ort war sauber ausgebaut. Halki und Prinkipos waren aber in der Tat malerisch schöne Inseln. In den Zeiten, als Stambul von Fremden noch nicht betreten werden durfte, dienten die Prinzeninseln als Aufenthaltsort der fremden Gesandtschaften und der türkischen Prinzen, die nicht zum Hofstaat des Serrails gehörten. Daher der Name!

Die Insel Halki hat jetzt am Strande eine sehr saubere und große Marineschule. Es war mir interessant, einem gerade stattfindenden praktischen Flaggenunterricht vom Dampfer aus zusehen zu können. Einige türkische Kanonenboote und ein Torpedoboot lagen auf der Reede vor Anker. — In Prinkipos, das geradezu idyllisch liegt, hatte ich fast drei Stunden bis zur Rückfahrt nach Stambul Zeit. Ich benutzte sie, um den nächsten 201 Meter hohen Hügel zu besteigen. Die Aussicht gewährte einen unbeschreiblichen, herrlichen Genuß. Die photographischen Aufnahmen können nicht entfernt diese Schönheit wiedergeben. Das satte Blau des leicht bewegten Marmarameeres, das Grün der Föhrenwäldchen, die hellen Häuser, hier und da einzelne Zypressengruppen und darüber der klarblaue Himmel, mit einigen Wolkenstreifen leicht geschmückt, dazu die linde Brise — das alles war so schön, daß ich bedauerte, nicht meine Hängematte mitgenommen zu haben, um — unter den Bäumen ruhend — mich behaglich dieser Stimmung und Stillzufriedenheit hinzugeben. So pilgerte ich denn ein paar Stunden auf den Hügeln umher, immer neue, herrliche Landschaftsbilder entdeckend. Es war ein Glück, daß ich nicht eine zweite Filmrolle mitgenommen hatte, ich hätte alles restlos verknipst.

Das leidige „Essenmüssen“, der profaische Hunger, zwang mich schließlich wieder zur Rückkehr. Ich durchwanderte einige Villenstraßen der begüterten Türken aus Stambul oder Pera und fand schließlich ein leidlich freundliches und anständiges Speisehaus am Hafen. Kneipende dalmatinische und griechische Fischer spannen da ihr Garn, tranken Absinth und rauchten türkische Zigaretten dazu. Sie hatten anscheinend einen guten Fischfang hinter sich, denn sie proksten mit großen Geldscheinbündeln. Eine kurze Zeit genoß ich noch am Strande die wunderbare Ruhe, die das Meer, das ganze Bild überhaupt, ausströmte. In dunstiger Ferne im Nordwesten lag Stambul. Für ein gutes, geübtes Auge waren noch deutlich die Konturen der Hagia Sophia und der benachbarten blauen Moschee Sultan Achmeds sichtbar.

3.30 Uhr schlug die Abfahrtsstunde. Das Wetter war unfreundlich geworden, der Himmel bewölkt, die Brise kühl. Die Kriegsschiffe manövierten bis auf zwei an der asiatischen Seite. Kaum hatte der Dampfer die schützenden Inseln verlassen, da wurde er von der kräftigen, hohe Wellen schlagenden und aus Südwest kommenden Brise gepackt und fing stark an zu schaukeln.

Das Marmarameer sah nun fast schwarz aus mit netten, weißen Wellenköpfchen. Tiefhängende Wolkenbänke kamen wie militärische Sturmkolonnen eine hinter der andern heran. Das freundliche Inselbild war verschwunden, finster, fast drohend sahen nun die Hügel aus dem Wasser hervor. Vor mir — ich stand natürlich am Bug, die Spritzer gingen noch nicht über die Bordwand — ragten in scharfer, regenfeuchter Luft das malerische Stadtbild Stambuls und die asiatischen Orte über das Wasser hervor. Auch sie erschienen jetzt weniger freundlich als im Sonnenschein und bald ganz unfreundlich, als der Dampfer in den rauchig-dunstigen Goldenen-Horn-Hafen einbog. Die schwere Luft drückte den Rauch der Dampfer nieder. Jetzt sah Konstantinopel schmutzig aus, und als ich auf der Galatabrücke auf das Goldene Horn blickte und die ersten Regentropfen fielen, da dachte ich: „Ganz so wie in Hamburg!“ Konstantinopel bei Regen — das ist nichts — ist schaurig! Früh legte ich mich zur Ruhe. — Du lieber Himmel, wann fand ich wohl das Land, wo die Sonne immer schien und wo, wenn's schon regnen mußte, der Regen ein Genuß war?!

*

Meine Zeit in Konstantinopel war um. Die Europäische Türkei, der europäische Teil des Orients hatte sich mir von ganz anderer Seite gezeigt, als ich ihn nach den „dichterischen Büchern“ mir vorgestellt hatte. Jetzt kam Kleinasien dran. Was werde ich dort erleben?

Meine Erwartungen standen in Stambul auf dem Nullpunkt — so wie die Witterung im Taurus, wo zur Zeit meiner Abfahrt in Stambul Schnee fiel und die Wölfe heulten. — Eine feine Sache — wer Lust hat, reise mit.

Hier schließt der 1. Teil dieser großen Fahrt: 2500 Kilometer Radfahrt von Hameln bis Konstantinopel. Die Fortsetzung findet der Leser in dem 2. Band: „Quer durch Kleinasien“. Eine kurze Dampferfahrt bringt Peregrinus von Konstantinopel nach Mudania (Brussa). Von dort fährt er mit seinem Rad weiter, bis es in der Salzwüste bei einem schweren Sturz zu Bruch geht. Mit dem Bauernwagen, auf landesübliche Art mit dem Volk, kommt er nach abenteuerlichen Erlebnissen bis Konia.

2-31701



EESTI RAHVUSRAAMATUKOGU



1 0100 00398690 4